OLZ

XLI / 6 JUNI 1938

Sind unsere Begriffe vom lihjanischen und thamudischen Alphabet reformbedürftig[1]?

Von Hubert Grimme.

Während die nordsemitische Epigraphik im letzten Jahrzehnt infolge wichtiger Inschriftenfunde große Anziehungskraft auf die Orientalisten ausgeübt hat, hat sich das Interesse an den südsemitischen und besonders den altnordarabischen Inschriften eher vermindert als vermehrt. Rührt das daher, daß man sich von letzteren keine besondere Bereicherung unseres Wissens vom Geistesleben des Vorderorients verspricht, oder hegt man Mißtrauen gegen die Grundlagen ihrer Entzifferung, wie sie für die lihjanischen Inschriften D. H. Müller und Jaussen-Savignac, für die thamudischen L. Halévy, F. Prätorius, E. Littmann, J. J. Heß gelegt haben, und welche Schreiber dieses in Verfolgung eines Studiums der altsinaitischen Schrift zu ergänzen und vertiefen versucht hat? Aus dem langen Schweigen der europäischen Orientalisten ist keine Gewißheit darüber zu entnehmen. Jetzt wird nun aus Amerika eine Stimme laut[1], die voll Mißtrauen gegen diese Grundlagen der Entzifferung ihrer tiefgreifenden Umänderung das Wort redet. Ein bisher auf dem Gebiete der orientalischen Epigraphik Unbekannter, F. V. Winnett, ist es, der in einer Schrift „A Study of the Lihyanite and Thamudic Inscriptions" diesen Kampfruf ausstößt und zwar so energisch, daß er manche Nachgenossen stutzig machen und sie bei nur oberflächlichem Studium seiner Einwände zu Zweiflern an der Richtigkeit zahlreicher Einzelheiten der bisherigen epigraphischen Arbeitsweise werden lassen könnte. Wenn auch ich anfangs unter diesem Eindrucke stand, so hat mich ein näheres Eingehen auf W.s Reformvorschläge doch zu dem Urteil geführt, daß sie neben verschiedenem Berechtigten weit mehr Verfehltes oder zum mindesten Gewagtes enthalten. Der Verfasser, dem man weder Scharfsinn noch enge Vertrautheit mit dem Gegenstand seiner Forschungen absprechen wird, hat sich das Blickfeld bei seinen Untersuchungen besonders dadurch verengt und getrübt, daß er das für die altsemitische Epigraphik wichtigste Ereignis, das Anslichttreten der Mutter der semitischen Buchstabenschrift, des Altsinaitischen, gänzlich unbeachtet gelassen hat und das altarabische Schrifttum um 700 v. Chr. wie aus dem Nichts entstanden und von außerarabischen Einflüssen ganz unbeeinflußt gewesen sein läßt.

Es ist hier nicht der Platz, auf alle Einzelheiten von Winnetts Studie einzugehen, zumal sich unter ihnen nicht wenig nur versuchsweise Vorgeschlagenes findet. So möchte ich vor allem zu solchen Thesen Stellung nehmen, die, wenn sie unabweisbar wären, die altnordarabische Epigraphik in eine neue Entwicklungsphase führen müßten.

Wenn der Titel des Buches von „lihjanischen" Inschriften redet, so gebraucht W. diese Bezeichnung in dem Sinne, wie ich sie in meinem Artikel „Zur dedanisch-lihjanischen Schrift" in dieser Zeitschrift XXXV, Sp. 752—58 verwendet habe, wo ich von den eigentlich lihjanischen Inschriften eine ältere Schicht, die „dedanischer" Texte, abtrennte. Während ich als Kennzeichen für die letzteren besonders das Vorkommen einer eigenartigen Form von Gimel genommen habe, sieht W. ein weiteres in der Steilform aller ihrer Buchstaben, übersieht aber dabei, daß ich in meinem Aufsatze „Die südsemitische Schrift" (in „Buch und Schrift IV", S. 19—28) solche auch schon in Betracht gezogen hatte. Hätte er diesen gekannt, so würde seine Aufstellung des dedanischen Alphabets auch nicht die Lücken aufweisen, die es in seiner Schrifttafel zeigt. Die eigentlich lihjanischen Inschriften läßt W. mit Recht erst um das Jahr 450 v. Chr. in Dedan auftreten und bis gegen 200 v. Chr. reichen. Dabei möchte er noch zwischen einem älteren und einem jüngeren Lihjanisch unterscheiden, was mir nicht unbedingt nötig zu sein scheint, da es sich dabei vielleicht nur um eine zeitlich ungefähr gleiche Formung der lihjanischen Schrift zu einer Monumental- und einer Kursivschrift handelt. Von Wichtigkeit ist jedenfalls W.s Unterscheidung eines unten geschlossenen und unten offenen Mem und die Folgerung, daß, wo neben dem letzteren ein Zeichen von der Gestalt des ersteren vorkommt, darin ein

1) Winnett, F. V.: A Study of the Lihyanite and Thamudic Inscriptions. Toronto: The University of Toronto Press 1937. (58 S., 10 Taf.) gr. 8° = University of Toronto Studies, Oriental Series, No. 3. $ 1—.

Gimel zu sehen sei. Damit ist er zu verschiedenen wertvollen Neulesungen, z. B. dem Gottesnamen *Ḥ-r-g* und einem bisher als *m-b-l* genommenen Nomen *g-b-l* („Grenze") gekommen. Ob er mit dem in ISa 70, 4 gelesenen Worte *f-ḏ-g* Recht hat, möchte ich bezweifeln. Seine ersten zwei Buchstaben kann ich nur *ʿ-ṭ* lesen, und da der Duktus der Inschrift eine sichere Unterscheidung von unten offenem und unten geschlossenem Mem kaum zuläßt und die parallele Grabinschrift ISa 68, 3 ein *ʿ-t-m* (verschrieben für *ʿ-ṭ-m*) „wenig(er) sein" bietet, so scheint mir die Lesung *ʿ-ṭ-m* die richtige zu sein.

Ganz besonders bemüht sich W. um den Nachweis, daß im liḥjanischen Alphabet das bisher für *ṭ* genommene Zeichen ein *ḏ* und das für *ḏ* genommene ein *ṭ* sei. Er stützt sich dabei vornehmlich auf zwei Verben, die öfters auftreten: *t-ḳ-ḏ* (nach ihm *t-ḳ-ṭ*) und [*f*]*-r-ṭ* (nach ihm *f-r-ḏ*). In ersterem sieht er die 5. Form von arab. *ḳaṭṭa* „kurz sein", der er die Bedeutung zuschreibt „(he) has incribed himself", wonach es ein Synonym von *s-f-r* (ISa 83, 8; 126) wäre. Mir scheint nun viel näherzuliegen, in ihm arab. *taḳaḍḍaj* „er hat vollendet" = „er ist gestorben" zu sehen und die zahlreichen — besonders dedanischen — Graffiti, deren Mittelpunkt es bildet, für Grabaufschriften zu nehmen, zumal das längste von ihnen (ISa 349) doppelt datiert ist, was mit einer bloßen Memorialinschrift wenig vereinbar wäre. Das zweite im Schlußteil zahlreicher Weihinschriften vorkommende und meist von *s-ʿ-d* „(die Gottheit) möge helfen" begleitete Verb vergleicht W. mit arab. *faraḍa* in dessen ganz seltenen Bedeutung „alt sein" und übersetzt es „grant long life". Aber einer solchen Gleichsetzung steht entgegen, daß das Verb mehrfach eine Verlängerung mit Jod zeigt (z. B. in ISa 35, 49, 61, 83). Daraufhin nehme ich es für *r-ṭ-j* mit der vorgesetzten Partikel fa „somit" (= „im Hinblick auf das der Gottheit dargebrachte Weihgeschenk") und sehe darin ein metathesiertes arab. *ṭaraj* „(die Gottheit) möge erfrischen". Ferner beanstandet W. den Eigennamen *N-ḥ-s-ḏ-b* (ISa 230), weil er den in Dedan mehrfach zu belegenden minäischen Eigennamen *N-ḥ-s-ṭ-b* neben sich hätte, was kaum dafür genügt, auch ihn *N-ḥ-s-ṭ-b* zu lesen. Schließlich zieht er noch ISa 128 — obgleich es dedanischen Ursprungs ist — heran, um statt *w-s-f-r-h M-l-ḏ-s ḳ-j-n-h* „und geschrieben hat es *M-l-ḏ-s*, sein Sklave" zu lesen *w-s-f-r-h m-l-ṭ-s ḳ-j-n-h* „and the pickaxe of his slave wrote it". Aber der von ihm zur Erklärung von *m-l-ṭ-s* herangezogene arabische „Steinhammer" (miltāsu) würde sich als Schreibgerät wenig eignen; und wenn ihm *M-l-ḏ-s* „an unheard-of name" i so ist zu bedenken, daß Sklavennamen leic fremdes Sprachgut enthalten können.

Weiter beschäftigt sich W. mit dem liḥ nischen Artikel *h*, dessen ursprüngliche Fo *h-n* — wie er richtig erkennt — sich nur v Laryngalen erhalten hat. Mit diesem *h-n* wi er nun ein *h-n-ʾ* zusammen, das öfters als erst Komponent von Eigennamen auftritt und wie mir scheint — sich passend erklären lä teils als arab. *hānīʾ* „Diener" (z. B. in *H-n-ʾ-n-w-t* „Diener der Manūt", zu vergleich mit dem sinngleichen *T-m-n-t* < *T-m-m-n-t*, u in *H-n-ʾ-l-t* „Diener der Ilat", zu vergleich mit *T-m-l-t*), teils als arab. *hanīʾ* „begabt mi (z. B. in den Gottesnamen *H-n-ʾ-k-t-b* „Der n dem (Schicksals-)Buche Begabte" = *H-k-t-* (ISa 55, 1) und *H-n-ʾ-ḥ-n-k-t* „Der mit Weish Begabte". Der Personenname *Z-d-h-n-ʾ-k-* (ISa 78, 1) wird ihm dabei zu dem Wunschsat „(May God) bless the writer!", wogegen auß anderem einzuwenden ist, daß ein Verb zā wohl mit „er möge vermehren" zu übersetz wäre, aber ohne eine nominale Ergänzung d Sinn von „segnen" nicht annehmen könnte.

W. versetzt die liḥjanischen Inschriften die Zeit von etwa 450 bis 200 v.Chr., welch Ansatz auch ich in zwei vor kurzem veröffen lichten Abhandlungen „Der Fall Edoms" u „Neubearbeitung der wichtigeren dedanisch und liḥjanischen Inschriften" vertrete, und zw im wesentlichen auf dieselben Beweismomen hin, wie W. sie gefunden hat, z. B. das auf pe sische Nachbarschaft weisende Lehnwort *f-* (ISa 349), den echtliḥjanischen im Buc Nehemias vorkommenden nur dort als „ar bisch" bezeichneten Personennamen *G-š-m* (und die ihrem Duktus nach ungefähr ins Ja 200 v. Chr. zu setzenden aramäischen Graff des vermutlich letzten Königs von Liḥj Mas'ūdu (ISa — nabat. Graff. — 334, 335, 33

Besonders eingehend hat sich W. mit d thamudischen Inschriften befaßt, wie sie ih Ch. Hubers Journal d'un Voyage en Arab Jaussen-Savignacs Mission Archéologique Arabie und die von E. Littmann veröffen lichte Auswahl von Eutings thamudischen K pien boten. Leider hat er unterlassen, si Kenntnis von Eutings gesamten, auf der T binger Universitätsbibliothek liegenden K pien zu verschaffen, die ein wichtiges Hilfsmitt zur Kontrolle von Hubers Kopien sind. W setzt die thamudischen Inschriften in die Ze von ungefähr 500 v. Chr. bis 400 n. Chr. un nähert sich damit dem von mir vertretene Zeitansatz, wenn ich auch dazu neige, die ält sten Inschriften, zu denen ich auch die von W als dedanisch bezeichneten, wohl aus Tai

stammenden Siegellegenden rechne, bedeutend höher anzusetzen und die safatenisch-thamudischen Inschriften sowie diejenigen vom Gebel er-Ramm nicht über 300 n. Chr. hinausreichen zu lassen. Die von mir vorgeschlagene Verknüpfung der thamudischen Schrift mit der altsinaitischen bzw. einer davon abgeleiteten midianitischen läßt W. außer acht, was ihn zu einer Anschauung von der Entwicklung des Thamudischen führt, der ich nicht beipflichten kann. Nach ihm zerfällt dasselbe in fünf zeitlich aufeinanderfolgende Schichten — Thamudic A, B, C, D, E —, von denen jede außer gewissen eigenen Buchstabenformen und -werten auch Eigenheiten der Schriftrichtung aufweisen soll. So läßt er in Schicht C und D plötzlich die bis dahin horizontale Schreibrichtung in eine vertikale übergehen und übersieht dabei, daß diese letztere besonders alt ist, da sie sich schon in der Mehrzahl der altsinaitischen Inschriften findet, und daß dort, wo sie im Thamudischen auftritt, die Buchstaben *n* und *š* — worauf zuerst J. J. Heß hingewiesen hat — Formen zeigen, welche in den horizontal geschriebenen Texten ganz fehlen. Da nun diese Formen auf Dubletten von *n* und *š* im Altsinaitischen zurückgehen[1], so müssen die thamudischen Inschriften, die sie samt der Vertikalschreibung bieten, in irgendwelcher Verbindung mit jenem stehen, womit unvereinbar ist, daß sie um ein Bedeutendes jünger seien als W.s Schichten A und B, die nur horizontal geschriebene Texte enthalten sollen. Nach Versetzung von Schicht C und D in eine altthamudische Schicht würden von W.s fünf aufeinanderfolgenden Schichten nur A, B und E übrigbleiben. Diese könnte man anerkennen. Da aber eine scharfe zeitliche Scheidung zwischen A und B besonders wegen der in ihren Rahmen aufzunehmenden Schichten C und D sich nicht durchführen läßt, so halte ich es für angebracht, das Thamudische nach örtlichen Zonen zu unterscheiden, und von einem solchen des *Ḥiǵāz*, des *Neǵd* und der syrisch-arabischen Steppe zu reden. Wenn man dabei annimmt, daß das Thamudisch vom *Ḥiǵāz* ausgegangen ist, dann würde das erklären, warum es hier sehr Altertümliches in Buchstabenform und Schreibrichtung aufweist als im *Neǵd* oder gar in der nördlichen Steppe. Einem Einwande, daß in den thamudischen Inschriften der Umgebung von Taima, deren Buchstabenformen ein besonders hohes Alter verraten, die von mir als Kriterium von Altertümlichkeit angenommene Vertikalrichtung nirgends vorkomme, möchte ich mit dem Hinweis begegnen, daß Taima von alter Zeit her unter dem Einfluß babylonischer Kultur gestanden hat und infolge der Bekanntschaft mit der Keilschrift recht wohl dessen horizontale Schreibrichtung auf seine einheimische Schrift übertragen haben kann.

Nach Ablehnung von W.s Einteilung des Thamudischen in fünf zeitlich aufeinanderfolgende Schichten ist zu prüfen, ob W. damit Recht hat, daß eine nicht geringe Zahl von thamudischen Buchstabenzeichen im Laufe der Zeit ihre Lautwerte gewechselt hätte. Dabei drängt sich die Frage nach thamudischem *ṣ* vor. E. Littmann und J. J. Heß haben die Existenz eines solchen fraglich gelassen; Jaussen-Savignacs Texttranskriptionen zeigen es nirgendwo; ich habe es bisher geleugnet. Nun glaubt W. es in Schicht A, B und D nachweisen zu können und zwar in A in Gestalt eines Zeichens, welches er in C als *ṣ* liest, und in B und E in nagelförmiger Gestalt, also übereinstimmend mit der Form des *z* in B und D. Danach zu schließen hätte das Thamudische kein eigenes Zeichen für *ṣ* ausgebildet, aber zeitweilig diesen Wert auf einen ursprünglich eine andere Sibilans bezeichnenden Buchstaben übertragen. Unter den Beispielen, auf welche er diese von vornherein nicht sehr einleuchtende Ansicht stützt, finde ich keines, das überzeugend wäre. Immerhin ist zu begrüßen, daß W. die Frage nach thamudischem *ṣ* neu aufgeworfen hat. Sie hat mich dazu geführt, das bisher wenig beachtete Zeichen 𐎖 — W. setzt es in seinem Thamudic A zweifelnd als *ǵ* an — für das lange vermißte *ṣ* zu halten, das ähnlich wie fünf der thamudischen „Zusatzbuchstaben" zum Sinaialphabet durch Doppelschreibung eines lautlich verwandten Buchstabens, im vorliegenden Falle eines *z*, gewonnen wäre. In den Eigennamen *Ẓ-w-r-l* (ISa 432) und *J-ṣ-r* (ISa 538) zeigt es sich in der Entwicklung, an welche seine safatenischen Formen 𐎖𐎗𐎘 anknüpfen; in *ʿ-k-ṣ* (Hu 96/11 = Eut. 185) tritt wohl seine Urform 𐎘 zutage. Wenn es in den thamudischen Inschriften des *Neǵd* und der syrisch-arabischen Steppe nicht vorkommt, so darf man wohl schließen, in diesen Gegenden sei *ṣ* lautlich mit *z* oder einer anderen Sibilans zusammengefallen.

Bei der Feststellung von thamudischem *ḏ* geht W. neue Wege. Wohl im Hinblick auf safatenisches *ḏ* setzt er es für das späteste Thamudisch (E) in der Form eines Dreizacks an, dessen kurzer Stiel am Ende meist etwas umgebogen ist. Die dadurch gewonnenen Neulesungen haben mich von der Richtigkeit dieses Ansatzes durchaus überzeugt. Dieses Zeichen scheint nun im Thamudisch des Ḥiǵāz und des

1) Vgl. meinen Aufsatz „Die Buchstabendubletten des Sinai-Alphabetes" (in „Westfälische Studien, A. Bömer zu s. 60. Geburtstag gewidmet"), S. 310ff.

Neǵd zu fehlen, was W. veranlaßt die Frage nach dem Zeichen für *ḏ* in A, C und D offen zu lassen. Nur für B glaubt er ein solches feststellen zu können, indem er auf eine Anzahl formal verwandter Zeichen zurückgreift, in welchen seine Vorgänger gemeinthamudisches *ḏ* gesehen haben, und welche von mir alle auf eine Urform zurückgeführt sind, die eine Kombination von zwei sinaitischen *d* darstellt. Während aber bisher als die gebräuchlichste dieser Varianten das Zeichen ⊢⊣ galt, mit welchem z. B. üblicherweise häufige Worte wie *ḏ-n* „dieser, diese", *ḏ-j* „hier", *w-ḏ-t* „Schaden", *k-n-f-ḏ* „Igel" geschrieben sind, trennt W. es von den Zeichen für *ḏ* ab und weist ihm zugleich mit einem nagelförmigen Zeichen den Wert von *z* in B, C, D und E zu. So treten bei ihm die erwähnten Wörter mit *z* statt mit *ḏ* auf was dem Arabisch der thamudischen Texte in W.s Transkription einen ganz vulgären Anstrich gibt. Bei Abweisung von W.s Lesung dieses Zeichens und seiner Lesung als *ḏ* im Thamudisch des Ḥiǵāz und Neǵd wäre somit die auffällige Erscheinung zu konstatieren, daß sich in der syrisch-arabischen Steppe ein von der thamudischen Urform des *ḏ* verschiedenes Zeichen für *ḏ* ausgebildet hat.

Weiter läßt W. das bisher als *ṣ* für das Gesamtthamudisch genommene Zeichen nur für B, C und E gelten. Das *ṣ* von A möchte er in einem Buchstaben sehen, der sich von späterem *ṣ* durch einen seine Mitte durchschneidenden Horizontalstrich unterscheidet. Ich sehe in dieser Annahme einen Irrtum, zu welchem ihn das Vorkommen eines solchen Zeichens in der Schreibung des Gottesnamens *Ṣ-l-m* geführt hat. Für diesen hatte man — wie ich annehme — in Taima nach dem Vorbilde des von Dedan her bekannten Monogrammes für den minäischen Gott ʿAṯtar eine monogrammatische Schreibung in der Form ⁑ (= *ṣ* + *l*), wie sie ISa 391 bietet, pflegte aber nicht selten diese noch durch ein nachfolgendes *m* oder auch *l* + *m* zu verdeutlichen. Aus der Erweiterung mit *m* hat nun W. den falschen Schluß gezogen, daß das Monogramm den Buchstaben *ṣ* darstelle und daß in Taima für *Ṣ-l-m Ṣ-m* gesprochen wäre. Das Vorkommen der Schreibung des Gottesnamens durch Monogramm + *l* + *m*, wie sie sich z. B. in ISa 546 und 548 findet, widerlegt jedoch diesen Schluß, und außerdem wäre eine Assimilation von *l* an folgendes *m* im Gebiete des Gesamtarabisch beispiellos.

Das von W. über die Form von *g* und *f* in A Behauptete bedarf m. E. einer Einschränkung. Er akzeptiert für sie die Zeichen, die ich dem Altthamudisch zugesprochen hatte. Da nun aber zwischen W.s A und B als dem Ḥiǵāz-Thamudis keine genaue Grenze zu ziehen ist, so findet si in einzelnen dahin gehörigen Inschriften sch der Übergang von gestuftem *g* zu elliptische und von unten geschlossenem *f* zu unten offene Die letztere Entwicklung läßt nun W. gelt (z. B. in ISa 433, 445, 452), leugnet aber d erstere, obwohl verschiedene Inschriften de lich für sie sprechen, z. B. ISa 450 *n-ʿ-m ḥ-g-r ḏ* „Gib Gnade hin auf diesen Felsen ein Ausdruck, der an dem von W. nach verwiesenen Graffito ISa 259a *l-b ḥ-ǵ h-š-b* (< *h-n-š-b*) *ṣ-l-i* „Hin zu dem Fels hefte und neige dich!" sein deutliches Gege stück hat.

Seltsam springt W. mit den Zeichen um, d man bisher für *ḏ* genommen hat. Von ihnen h das in der Form eines Sterns mit vier Strahl auftretende, von mir als eine Kombination v zwei altsinaitischen *ṣ* gedeutete als das norma zu gelten; durch Hinzufügung von mehr Stra len hat es in spätthamudischen Inschrift des Ḥiǵāz wie des syrisch-arabischen Gren gebietes eine unwesentliche Veränderung e fahren. Die erstere Form läßt W. als ein in A, B, C und E gelten; der vielstrahligen, v ihm als Eigenheit von D genommenen, weist aber den Wert eines *š* zu, weil ein in ISa 1 b her *L-ḳ-ḏ* gelesener Name in einer nab täischen Beischrift in der Schreibung *R(L?)-š(s?)* auftritt. Daraufhin jeden vielstrahlig Stern als *š* zu lesen, scheint mir doch sehr b denklich, zumal für eine auch nur einigermaß genügende Wiedergabe von arabischem ḍ d nabatäische Alphabet keine Möglichkeit bo Daß auch der vielstrahlige Stern ein *ḏ* ist, b weißt m. Er. zur Genüge sein Vorkommen der Schreibung des Gottesnamen Ruḍu (v Hu. S. 626, Z. 9). Da W. weiter auf das u sichere *r* der erwähnten nabatäischen Be schrift hin für D ein *r* in Form eines horizontale Strichleins ansetzt, welches sonst in Inschrifte von vertikularer Zeilenrichtung stets *l* bede tet, und schließlich in D ein in B und E als angesetztes Zeichen für *ḥ* nimmt, bekomme seine Transkriptionen von Texten aus dies Schicht einen besonders hohen Grad von U wahrscheinlichkeit.

Mit der Ansetzung eines im Spätthamudisc des Nordens öfters vorkommenden Punkte als *n* hat W. jedenfalls Recht und ich kan daraufhin meine frühere Ansetzung eines m einem Punkt im Inneren versehenen *b* nich mehr aufrechterhalten. Es ist offenbar derselb Punkt, dessen Vorkommen ich in den I schriften von Umm-eǵ-Ǵimāl und in ein ṣafatenisch-thamudischen Inschrift (Wetzstei 243) aufgezeigt habe (s. meine „Texte un

Untersuchungen zur safatenisch-arabischen Religion", S. 101 und 126ff.).

Winnett spricht sich nicht darüber aus, wie er sich den Geist der thamudischen Inschriften denkt. Seinen Übersetzungen nach zu schließen nimmt er sie teils für profan, teils für sakral, läßt dabei aber die religiösen Begriffe ihrer Schreiber von so auffälliger Oberflächlichkeit gewesen sein, daß ihnen selbst eine gewisse Verächtlichmachung ihrer Götter in Graffiti nahe gelegen hätte, wofür er Texte wie ISa 546 „Salam is a mean (god)", ISa 548 „A foul god is Salam" und ISa 519 „Allat is stupid" zitiert. Daß er sie dabei gründlich verkannt hat und solche Übersetzungen auf falscher Textlesung beruhen, liegt auf der Hand. Auch eine andere Übersetzung möchte ich entschieden zurückweisen, nämlich diejenige von ISa 300 (= Hu 475[3]) „By Bātir the Thamudaean". Wie ich in ZS V, S. 257—61 ausführlich auseinandergesetzt habe, ist das siebenmal in thamudischen Inschriften vorkommende Wort *t-m-d* einer der zahlreichen thamudischen Gottesnamen, die sich aus Gottesbeinamen entwickelt haben und darf unter keinen Umständen geographisch erklärt werden. Hätte W. diesen meinen Aufsatz gekannt, so würde er auch wohl kaum den Gottesnamen *-b-t-r* mit „father of fatness" übersetzt haben.

Was W. (S. 6f) gegen meine Erklärung der safatenischen Strichgruppen (*w-s-m*) als etwas mit dem altsemitischen Totenkult Zusammenhängendes einwendet, erledigt sich wohl durch den Hinweis auf meine Studie „Ein neuer Inschriftenfund aus Byblos" (Le Muséon XLIX, S. 85ff.), worin ich solche *w-s-m* auch auf Grabsteinen sinaitischer, ḥaḍramutischer und altphönizischer Herkunft nachgewiesen habe.

Wenn ich zu Beginn meiner Besprechung von Fehlern und Wagnissen in W.s Studie geredet habe, so dürften meine Ausführungen dieses Urteil rechtfertigen. Da ich aber auch auf nicht wenig hinweisen konnte, womit W. unser Wissen von den nordarabischen Inschriften bereichert hat, so sei sein Buch jedem Epigraphiker zur Beachtung empfohlen. Hoffen wir, daß ein Autor, der in seinem ersten Werke sich so deutlich als ein Eigener gegeben hat, in seinen weiteren Arbeiten mit den Problemen der bisher so wenig beachteten nordarabischen Inschriftenkunde in enger Fühlung bleibe!

Besprechungen.

Allgemeines.

Eyre, Edward:] **European Civilization, its Origin and Development.** By various Contributors, under the Direction of E. Eyre. In 7 Volumes. Vol. V: Economic History of Europe since the Reformation. London: Oxford University Press, Humphrey Milford 1937. (1328 S.) 8°. 25 s. Bespr. von W. Schubart, Berlin.

Die wirtschaftliche und staatliche Entwicklung Europas seit der Reformation wird in diesem Bande nach folgenden Gesichtspunkten dargestellt:

I. The Coming of the Economic State: 1. Marg. James, The effect of the religious changes of the 16. and 17. centuries on economic theory and development. 2. M. Fordham, The European peasantry 1600—1914. 3. R. R. Enfield, European agriculture since 1750. 4. A. Birnie, The growth of industry in Europe from the later Middle Ages to the present day. 5. A. M. Carr-Saunders, The growth of the population of Europe. II. Growth of Banking, Finance and Monetary Institutions: 1. A. V. Judges, Money, finance and banking from the Renaissance to the 18. Century. 2. A. E. Feavearyear, General introduction to the modern period. 3. R. G. Hawtrey, British banking and finance 1793—1931. 4. A. E. Feavearyear, Banking and finance in Europe and the United States 1793—1933. III. Modern Sociological Theories: 1. A. E. Feavearyear, Theories on wealth. 2. M. De la Bedoyere, Society. IV. A Study of the Modern State: 1. J. L. Parker, Law and Police. 2. E. Barker, The development of administration, conscription, taxation, social services and education. 3. H. Atteridge, Naval and military developments from the close of the Middle Ages to the present time. 4. R. O'Sullivan, Internationalism. Index.

Da diese Übersicht dem Leser zeigt, was er hier finden kann, darf ich davon absehen, den Inhalt dieses Bandes nachzuerzählen; es würde auch kaum gelingen angesichts des großen Umfangs und des Stoffes selbst, den wie ich so wohl auch mancher andere Berichterstatter nur zum Teil mit kundigem oder gar selbständigem Urteil aufzunehmen vermöchte. Je weiter Eyres großes Werk fortschreitet, um so mehr bitte ich meine Besprechungen als die eines Laien anzusehen, der sich um das rechte Verständnis bemüht.

In einer ausgezeichneten Arbeit legt Margaret James dar, wie die alte Kirche sich zum Geldgeschäft stellt, vor allem zur Frage des Zinses, wie sie, ohne ihren Grundsatz aufzugeben, sich der Wirklichkeit anpaßt, der Wirklichkeit, die im 16. Jh. durch die Namen Florenz, Antwerpen, Augsburg mit den Fuggern bezeichnet wird, bis London, infolge des achtzigjährigen Krieges der Niederlande, Antwerpen überholt. Luther blieb mit seinen Anschauungen in der Vergangenheit und wünschte eine patriarchalische Welt, die es nicht mehr

gab. Calvin dagegen ging auf die neue Zeit ein, wollte aber wie das gesamte Leben so auch Gewerbe und Geschäft unter die Aufsicht seiner Kirche stellen. Diese in der Theorie unlösbare Aufgabe wurde von der Wirklichkeit gelöst, und zwar gerade im Bereiche des strengsten Calvinismus, bei den britischen Puritanern. Die Forderung, die Religion persönlich zu betätigen, und der Glaube an die „Berufung" haben Frömmigkeit und Geschäftsgeist zueinander geführt. Zugleich geht aus der englischen Revolution eine neue Aristokratie hervor, "whose inner virtues were those of religion and the spirit, but whose outward justification was its devotion to business and its solid wealth and respectability". Der Erfolg wird Maßstab der Gottgefälligkeit, Armut ist Laster oder Strafe Gottes. Unverkennbar hat gerade der Calvinismus die Entfaltung des Geschäfts und des Geschäftsgeistes begünstigt und ist einer der Träger des modernen Europa geworden.

Fordham gibt einen weit gespannten Überblick über die Lage der Bauern von Westeuropa bis nach Rußland und der Türkei; ich mache vor allem auf die Schilderung Englands und Rußlands aufmerksam: wie in England seit dem 16. Jh. die sog. Enclosure, die Zusammenlegung der gemischt liegenden Parzellen, in ihren Folgen die Bauern entwurzelt und das Land den Pächtern in die Hand gibt; wie in Rußland von der alten Wirtschaftsform des Mir und von der Bauernbefreiung 1861 eine Linie zu Stolypin führt und heutige Verhältnisse vorbereitet. Es war wohl kaum zu vermeiden, daß schon Fordham auf ein Gebiet hinüberblickt, das Enfield ausführlich behandelt, den Betrieb der Landwirtschaft, die umwälzende Wirkung der Maschine. Das Verhältnis der Erzeugung zu den Preisen, die unberechenbaren Schwankungen führen zuerst in Deutschland und Dänemark zu Genossenschaften, die den Bauern sichern wollen, teils beim Einkauf und Verkauf, teils durch Beschaffung von Kredit.

Mit dem Aufstieg der Industrie beschäftigt sich Birnie: er erörtert Vorteile und Nachteile des Merkantilismus, der im Grunde mit Colbert steht und fällt, wenn auch die Entwicklung nicht überall gleich schnell verläuft. Entscheidend wirken dann die neuen Märkte und die neuen Maschinen: England, Frankreich, Belgien und Deutschland werden Sitz der Weltindustrie. Man lese, was B. im besonderen von der Dampfmaschine sagt: wie stark es den Zusammenschluß der Industrie bestimmt habe, daß nicht die Elektrizität, sondern der Dampf zuerst in ihren Dienst getreten sei. Aber neben dem Großbetrieb hält sich der Kleinbetrieb bis auf die Gegenwart und bleibt für gewisse Ar beiten unersetzlich.

Zu den Zahlen, die Carr-Saunders für di Bevölkerung Europas und einzelner Län der beibringt, kann ich aus eignem nicht sagen; mehrere Tabellen für die Jahre 130(1600 und 1661 sind höchst anschaulich. De bekannte Anstieg seit etwa 1700 scheint sic im 20. Jh. zu mindern, weil die Todesziffe nicht so schnell sinkt wie die Geburtsziffer Der Deutsche Süßmilch wird als der eigent liche Begründer der Demographie anerkannt

Unter den Abschnitten, die der Geldwirt schaft und dem Bankwesen gelten, hebe ich di Beiträge von Feavearyear hervor, weil sie di Tatsachen wie die Theorien mit besondere Klarheit schildern; daß hier nochmals de Merkantilismus zur Sprache kommt, hängt mi der Anlage des Gesamtwerks zusammen; ic habe bereits früher auf solche Wiederholunge oder Überschneidungen hingewiesen.

Dem Aufbau der Gesellschaft und de Staates widmet De la Bedoyere seine Betrach tungen: Absolutismus und Demokratie, da Verhältnis des einzelnen zum Staate, die Theo rien von Rousseau und Hegel bis zu Marx un dem Bolschewismus werden behandelt. Dem gegenüber stellt Parker im wesentlichen Eng lands Gerichtsverfassung dar, wie sie sich zu heutigen Gestalt herausgebildet hat, und Bar ker rückt für die vielverzweigte staatliche Ver waltung als bezeichnende Beispiele Frankreich Preußen und England in den Vordergrund auch für das Kapitel Education, nämlich fü das Verhältnis des Staats zur Schule; man be achte die eigenartige Lage in England.

Ausführlich berichtet Atteridge über Krie und Heer, Bewaffnung und Heerführung i Europa bis über den Weltkrieg hinaus: nie mand wird sich wundern, den Krieg von de englischen Seite betrachtet zu finden, aber ma wird bemerken, daß der Verf. sich bemüht sachlich und gerecht zu bleiben. Der letzt Abschnitt endlich, O'Sullivans Internationa ism, läßt den Standpunkt des ganzen Werk wieder deutlich hervortreten, indem er an de Versuchen, die Verständigung der Völker z fördern, die christliche und kirchliche Grund lage internationalen Ausgleichs aufzeigt.

Je mehr Eyres Werk bis auf die Gegenwar greift, um so weiter dehnt sich auch der Inhalt um so weniger läßt es sich darstellen und beur teilen. Es wächst sich zu einer Encyclopädi aus und damit wird es dem Leser imme schwerer, es als Ganzes zu bewältigen. Un doch ist es darauf angelegt, gelesen, nicht nach geschlagen zu werden; auch der Index ände nichts daran. Werke dieser Art bieten, w

nicht mehr, so doch etwas anderes als auch die ausführlichsten Lexika, die heute wichtige Träger der Belehrung geworden sind. Aber es wäre schade, wenn Eyres Bände schließlich in Bibliotheken ein unberührtes Dasein führten; wir wollen hoffen, daß es noch ausdauernde Leser gibt, die einen großen Plan und einen großen Inhalt zu würdigen die Zeit und den Sinn haben.

Simsar, Muhammed Ahmed: **Oriental Manuscripts of the John Frederick Lewis Collection in the Free Library of Philadelphia.** A descriptive Catalogue. Philadelphia: The Free Library of Philadelphia 1937. (XIX, 248 S., 48 Abb.) gr. 8°. Bespr. von C. Brockelmann, Halle a. S.

J. Fr. Lewis, einer der Trustees der University of Pennsylvania und der Free Library of Philadelphia und 25 Jahre hindurch Präsident der Academy of Fine Arts, hatte eine herrliche Sammlung illuminierter Hdss. aus Europa zusammengebracht und wandte sein Sammlerinteresse auch dem Orient zu. Als Bibliophilen reizten ihn die Hdss. in erster Linie durch ihren Einband und ihre Illustrationen; der Inhalt an sich kam für ihn weniger in Betracht, doch sind es natürlich meist besonders berühmte Werke, die einer so kostbaren Ausstattung gewürdigt werden. Die erste Anregung zu seiner Arbeit erhielt der Verf. durch die Firdausīausstellung zu New York, für die er in der Lewisschen Sammlung nicht weniger als 10 Shāhnāmehdss. auftreiben konnte. Die jetzt von ihm vorgelegte Beschreibung der ganzen Sammlung ist überaus gründlich. Auch für so berühmte Autoren wie Firdausī und Sa'dī bietet sie eingehende Biographien und Literaturnachweise und geht, der Bedeutung der Hdss. entsprechend, sehr ausführlich auf ihre Ausstattung ein.

An der Spitze stehen 35 arabische Hdss., darunter 10 Korane, ein christliches Gebetbuch und ein Bruchstück einer Übersetzung von Palladius' Paradies. Nicht genauer bestimmen läßt sich nur ein Auszug aus Baiḍāwī von einem al-'Imādī, der wohl mit dem Schreiber b. al-Imād identisch ist (Nr. 23). Das Kernstück der Sammlung bilden 51 persische Prachthdss., unter denen fast alle Klassiker der Poesie, meist mit Miniaturen von persischen und indischen Meistern aus dem XVI.—XVIII. Jahrh. vertreten sind. Unter den neun türkischen Hdss. ist ein Ex. der Übersetzungen des Gulistan und 'Aṭṭārs Pendname von Ḍa'īfī (um 1543) bemerkenswert, weil der Verf. darin seinen Geburtsort Karatova in Serbien und den Betrieb der dortigen Silberminen beschreibt. Hindustani, 8 Sanskrit-, 4 Pali, 1 siamesische, 1 armenische Hdss., ein koptisch-arabisches Lektionar, 13 äthiopische Hdss., 10 hebräische, ein samaritanisches, 2 syrische Mss. und ein Exemplar des ägyptischen Totenbuches in einem Papyrus aus der Saïtenzeit aus dem 9. vorchristlichen Jahrh. schließen die Sammlung ab. Handschriftensammlern und Kennern der persischen Miniaturmalerei wird Simsars Beschreibung die besten Dienste leisten. Die Ausstattung des Buches mit den vortrefflich ausgeführten Tafeln ist über jedes Lob erhaben.

Ägyptologie.

Brunner, Dr. Hellmut: **Ägyptische Kunst.** München 19, Renatastr. 69: Allg. Vereinigung „Die Kunst dem Volke" 1937. (36 S., 70 Abb.) 4° = Die Kunst dem Volke Nr. 85. RM 1.10. Bespr. von G. Roeder, Hildesheim.

Bildersammlungen zur Ägyptischen Kunst sind in jedem Umfang und in allen Ländern veröffentlicht worden. Hätte man nur diesen Stoff darbieten wollen, so wäre das vorliegende Heft nicht notwendig gewesen. Aber „Die Kunst dem Volke" will abgeschlossene Einzelgebiete zu sehr billigem Preise zugänglich machen, und darin ist das Heft in der Tat vorbildlich. Als seine Aufgabe wird bezeichnet, „wahre Kunst in schönen Bildern für sich selbst sprechen zu lassen". Die Wiedergaben der guten photographischen Vorlagen sind in der Tat ausgezeichnet, und die ganzseitigen Abbildungen haben eine ruhige Wirkung. Schwächer ist das künstlerische Moment bei der Zusammenfügung mehrerer Bilder auf einer Seite, und hierfür trifft die Ankündigung nicht zu, „daß hier eine Monographie geschaffen ist, die hoffentlich demnächst in der Hand jedes Ägyptenreisenden ist". Für so hohe Anforderungen genügen weder die Bilder noch der Text. Die Auswahl der Photos ist geschickt, wenn auch nicht ohne Mißgriffe, und das gleiche gilt für die Einleitung, die sich bemüht, eigene Wege zu gehen. Der Wunsch, ganz volkstümlich zu sein, hat eine schlichte Ausdrucksweise veranlaßt, auch die Zurückführung der Probleme auf eine einfache Formel. In der Erklärung der künstlerischen Erscheinungen wird Kulturgeschichte, Religion und Ästhetik nebeneinander verwendet, und überall tritt das Bestreben hervor, den alten Ägyptern durch psychologische Erfassung nahezukommen. Wer „in das frische Wesen der Kunst eindringt, wird dieses jugendliche Volk liebgewinnen" (S. 11).

Jéquier, Gustave: **Le monument funéraire de Pepi II.** Tome I: Le tombeau royal. Cairo: Impr. de l'institut Français d'archéologie orientale 1936. (III, 35 S., 28 Taf.) 4° = Service des Antiquités

de l'Égypte. Fouilles à Saqqarah. P. T. 80. Bespr. von H. Kees, Göttingen.

Neben den aufsehenerregenden Funden an der Stufenpyramide des Djoser haben die für die ägyptische Altertumsverwaltung von G. Jéquier seit Jahren durchgeführten Grabungs- und Aufnahmearbeiten in Sakkara-Süd vielfach nicht die Beachtung gefunden, die sie verdienen. Dabei erzielte die Untersuchung der sog. Mastabat el-Faraûn (Grab des Königs Schepseskaf), die Auffindung der bisher unbekannten Pyramiden mehrerer Königinnen aus der Zeit Phiops' II. (Udjebten, Neit, Iput), ferner des ephemeren Königs Ibi aus der Verfallszeit nach dem Ende des Alten Reichs (8. Dynastie) und der zweier Könige der 13. Dynastie (darunter Chendjer) sehr wichtige Ergebnisse. Neben der Aufklärung geschichtlicher Zusammenhänge und Entwicklungen konnte Jéquier durch den Fund neuer Pyramidentexte, insbesondere in der Pyramide der Königin Neit, einer Gemahlin Phiops' II., der Religionsgeschichte und Textkritik wichtiges Material zuführen, das Sethe bei der letzten Ausarbeitung seines großen Kommentars noch benutzt hat.

Hieran fügt nun die Arbeit Jéquiers am Grabmal Phiops' II. selbst einen erfreulich reichhaltigen Zuwachs. Als er seit 1932 das Innere der Pyramide und vor allem den ganz verschütteten alten Zugang gründlich aufräumte, fanden sich Hunderte von Bruchstücken mit Pyramidentexten. In jahrelanger, mühevoller Arbeit, selbst zeichnend, vergleichend und nachprüfend, ist es Jéquier geglückt, ganze Flächen der von den alten Grabräubern bös zerschlagenen Wände wiederherzustellen und dadurch lange Reihen von Sprüchen, die als ganz oder größtenteils verloren galten, wiederzugewinnen. Am überraschendsten ist der Erfolg an der großen Südwand der Grabkammer selbst (Taf. 6—10) und an den Wänden der Vorkammer (Taf. 13/14). Schon die beigegebene Konkordanz läßt erkennen, daß der Zuwachs, auch über die aus der Neitpyramide bekannten „neuen" Sprüche hinaus, recht ansehnlich ist. Zur vollen inhaltlichen Auswirkung wird dies erst kommen, wenn es gelingt, die neuen Stücke in die Schlußbände von Sethe's Kommentar noch einzuarbeiten, eine dankbare Aufgabe für die Herausgeber des großen Nachlaßwerkes. Die Wissenschaft muß Herrn Jéquier für das, was er in Sakkara-Süd ohne großen äußeren Aufwand, dafür aber mit vorbildlicher persönlicher Einsatzbereitschaft und Bescheidenheit geleistet hat, sehr dankbar sein. Hoffentlich gelingt es dem Verf. recht bald, auch eine Veröffentlichung des Totentempels mit den hochinteressanten Reliefs herauszubringen.

Kortenbeutel, Heinz: Steuerlisten römischer Zeit aus Theadelphia. Berlin: Weidmann 1937. (VIII, 268 S., 4 Taf.) 8^0 = Ägyptische Urkunden a. d. Staatl. Museen zu Berlin. Griech. Urkunden IX. Bd. RM 22 —. Bespr. von E. Seidl, Greifswald.

In dem Büro eines Toparchen (des Vorstehers eines einige Dörfer umfassenden Verwaltungsbezirks) in Theadelphia im Faijûm wurde eine Anzahl von Urkunden der Steuerverwaltung der Zeit von Hadrian bis Marc Aurel gefunden, von denen elf sehr wichtige Stücke dank einer kaiserlichen Spende in das Berliner Museum gekommen sind. In den neuen, IX. Bande der BGU werden sie nun von Kortenbeutel veröffentlicht. Damit verwirklicht auch dieser Band wieder das bei den BGU seit längerem eingehaltene Prinzip, stets eine zusammengehörige, in sich geschlossene Gruppe von Urkunden herauszugeben. Auf die Wichtigkeit, dieses Prinzip einzuhalten, hat Otto auf dem Oxforder Papyrologentag 1937 erneut mit Nachdruck hingewiesen; denn bei der Fülle der Papyrusfunde gibt nur mehr dieses einen Weg, das Material auch für Nichtpapyrologen übersehbar zu halten. Auch in allem übrigen reiht sich der neue Band würdig den anderen unserer größten deutschen Papyrusausgabe an. Die verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil die Aufgabe bei diesen Texten besonders mühevoll und keineswegs kurzweilig war. Kortenbeutel hat sogar diesen Texten einen viel eingehenderen Kommentar beigegeben, als dies bei den früheren BGU getan wurde; doch sind diese Texte so umfangreich und schwierig, daß selbst der Papyrologe große Mühe hätte, sich ohne diesen Kommentar durch sie zurechtzufinden.

Der Nutzen dieser Arbeit wird verschiedenen Gebieten zugute kommen. Einmal kennen wir durch diese elf Steuerlisten sämtliche Steuerzahler eines Faijum-Dorfes aus hadrianischer Zeit. Kortenbeutel konnte danach die Einwohnerzahl von Theadelphia auf etwa 2000 schätzen. Der Philologe kann untersuchen, ob diese Namen lateinisch, griechisch oder ägyptisch sind. So erhält er ein kulturhistorisch wichtiges und hier eben zum ersten Mal genaues Bild von dem Eindringen des Romanismus und Graecismus in eine ländliche ägyptische Welt und kann von hier aus weitere Schlüsse auf die rassische Zusammensetzung der Bevölkerung, ja sogar auf Familiengeschichte ziehen. Den größten Nutzen zieht aber unsere Kenntnis des Steuerwesens aus der neuen Publikation.

Um davon eine Skizze zu geben, sei hier ur auf das eingegangen, was aus dem ersten ieser elf Texte, BGU 1891 zu lernen ist. Die ράκτορες ἀργυρικῶν führen ein Tagebuch über ie Steuereingänge in Geld (oder Naturalien), in elches sie für jeden Tag in der Reihenfolge der ahlungen die Steuerzahler und den geleisteten etrag aufnehmen. Gewöhnlich handelt es sich m die λαογραφία (Kopfsteuer). Diese wird, ie wir nun genau sehen, nicht auf einmal für as ganze Jahr, sondern in monatlichen Raten ntrichtet, und zwar in dem auf den Fälligkeits- ionat folgenden Monat. In diesem Falle raucht der Einnehmer die Steuer in seinem agebuch nicht näher zu bezeichnen, wohl aber ibt er den Betrag in Drachmen an. In den rsten beiden Monaten des Jahres war eine öhere Rate von 8 Drachmen zu bezahlen, in en übrigen eine niedrigere. Gleichzeitig wer- en aber auch andere Steuern und Geldleistun- en entrichtet, nämlich Umlagen für den Gehalt erschiedener Wächter, eine Dammsteuer, eine ch nicht ganz klare Umlage (στατίων), chweinesteuer, Abgaben für Lehens- und Ka- kenland, Ackervermessungsgebühren und eine f die Zahlungsfähigen umgelegte Abgabe für n Ausfall des Staates bei Zahlungsunfähigen. icht alle Kopfsteuerpflichtigen sind aber auch diesen Steuern verpflichtet, weshalb der nnehmer die Steuer, für die der geleistete trag zu gelten hat, genau bezeichnet. Die öhe dieser Umlagen pro Kopf konnte Korten- utel aus diesen Angaben errechnen. Am nde des Tages rechnet der Einnehmer die ein- gangene Summe zusammen. Nach einigen onaten fertigt er eine genaue Kopie seines gebuches an, um sie dem Toparchen ein- reichen (eine solche Kopie ist BGU 1891). bei kollationiert er, wie man an den Kon- llstrichen sieht, Namen für Namen Kopie d Tagebuch. Daneben wird aber auch ein habetisch geordnetes Bankhauptbuch ge- rt, das jedes Jahr für alle Steuerzahler an- egt wird (Kortenbeutel kann es S. 2 einiger- ßen rekonstruieren). Auch mit diesem wird Kopie, wie man an weiteren Kontroll- ichen sieht, kollationiert. Wir haben also sehr genau arbeitendes Erhebungsverfahren r uns.

Zwei amerikanische Papyrusveröffentlichun- n: W. L. Westermann and C. W. Keyes, Tax s and transportation receipts from The- lphia, New York 1932, und H. C. Youtie, x rolls from Karanis, Ann Arbor 1936 haben kürzlich ein ganz ähnliches Material ge- en. Doch zeigt gerade der Vergleich diesen Ausgaben den großen Wert von rtenbeutels eingehendem Kommentar, der auch dem Verständnis dieser Texte sehr zu- gute kommt.

Keilschriftforschung.

Bittel, Kurt: **Boğazköy. Die Kleinfunde der Grabungen 1906—1912.** Leipzig: J. C. Hinrichs 1937. (IV, 72 S., 43 Taf., 30 Abb. im Text.) 2^0 = Wissenschaftliche Veröffentlichungen der Deutschen Orient-Gesellschaft Bd. 60. RM 48 —; geb. 55.50. Bespr. von Fritz Schachermeyr, Heidelberg.

Durch viele Jahre hat man es bedauert, daß die Kleinfunde, welche Winckler, Puchstein und Makridi in der Zeit von 1906 bis 1912 zu Boghazköi gewonnen hatten, nicht zur Veröffentlichung gelangen konnten. Hoffte man doch, durch sie eine Basis zu finden für die Beurteilung der kleinasiatischen Frühkulturen und ihrer chronologischen Abfolge. Jetzt, wo die ersehnte Publikation in ihrem ersten Teile endlich vorliegt, müssen wir jedoch gestehen, daß sich die erwähnte, lange Verzögerung äußerst günstig ausgewirkt hat. Erkennen wir doch, daß das Material der Grabungen 1906—12 diese Basis noch gar nicht zu liefern vermocht hätte und daß erst die neuen Ausgrabungen Kurt Bittels (seit 1931), in Verbindung mit den Forschungen v. d. Ostens wie E. F. Schmidts zu Alischar, diese Forderung zu erfüllen vermögen. Es ist daher wärmstens zu begrüßen, daß die vorliegende Kleinfundepublikation gerade in die Hände Kurt Bittels gelegt wurde, der wie kein anderer in der Lage war, das alte Material auf Grund der neuen Grabungsergebnisse richtig einzuordnen und zu beurteilen.

Der vorliegende erste Band enthält die Funde der Zeit vor 1200, d. h. im wesentlichen Funde aus hethitischer Zeit. Er zieht erfreulicherweise auch die Streufunde, welche von anderen älteren Forschern, besonders Chantre, zu Boghazköi gemacht waren, mit heran. Die Veröffentlichung beginnt mit den Bildwerken. Die Berliner Bronzestatuette (Weber, Kunst der Hethiter Tfl. 1) wird nun in ihrem Fundort Boghazköi und in ihrer Echtheit zweifelsfrei nachgewiesen. Bittel sieht in ihr mit Recht ein Denkmal aus der vorhethitischen Zeit. Dann folgen neue Aufnahmen der Steinplastiken von Boghazköi, des Reliefs vom Königstor (mit Hinweis auf die Verwandtschaft mit der Stele von Ras Schamra Syria 1933 Tfl. 16 und auf die Bedeutung von Ras Schamra als Mittler zwischen Ägypten und Kleinasien), der Sphingen von Jerkapu, der verschiedenen zu Boghazköi gefundenen Löwenskulpturen und der beiden skulpierten Steine mit Adorationsszenen, welche Bittel als Statuenbasen anspricht. Daran knüpfen sich Betrachtungen über das Verhältnis der churrischen und der

hethitischen Steinplastik unter Betonung des für die Hethiter charakteristischen Strebens nach Monumentalität. — Die nachfolgende Behandlung der Terrakotten bringt als wichtigstes Ergebnis den Nachweis von hethitischen Großplastiken aus Ton. Es handelt sich hierbei, so wie bei den Kleinterrakotten, vor allem um Stand- und Kultbilder des heiligen Stieres. — Wenig ergiebig sind die Metallfunde, wohl infolge der einstigen Plünderungen anläßlich des Unterganges der Hauptstadt. Spärlich sind auch die Funde an Schmuck, reichlicher hingegen zeigen sich die Gebrauchsgegenstände aus Stein (u. a. ein Spielbrett) und Ton (u. a. Räucherarme). — Die Stempel und Siegelabdrücke in Form von Bullen und auf Tongefäßen werden unter Hinweis auf die grundlegenden Ausführungen Bittels und Güterbocks Abh. d. Preuß. Akad. Jahrg. 1935, Nr. 1 einer eingehenden Nachuntersuchung unterzogen, welche schriftgeschichtlich manch wichtige Ergebnisse zeitigt. — Sehr eingehend wird die Keramik behandelt. Bittel scheidet folgende Gruppen: Tongrundige Ware (diese auch in der Bauschicht III B der neuen Ausgrabungen; = 13. Jahrh.), weiter Keramik mit Überzug in brauner oder roter (diese beiden Arten vorherrschend in III A, = 14. Jahrh.), weißer oder goldgelblicher Farbe, schließlich schwärzliche und schwärzlich geschmauchte Ware. Das älteste wird durch einige mehrfarbig bemalte Scherben des altkappadokischen Kültepestiles dargestellt. An Gefäßformen ergibt sich nichts wesentlich Neues. Wiederum zeigt sich die Neigung zur Ausbildung extremer Proportionsverhältnisse, so z. B. in der Hypertrophie der Ausgüsse, in der übermäßigen Einziehung der Standfüße und in einer übertriebenen Verbreiterung mancher Gefäßlippen. Auch die Armut an Dekorationselementen bleibt bei aller hethitischen Keramik die gleiche; auch an dem nunmehr vorgelegten Material finden sich nur die üblichen kleinplastischen Applikationen zoomorpher Natur.

Das Material als Ganzes bringt nicht viel Überraschendes, gewinnt aber ungemein durch die sorgfältige Art der Publikation und durch die Erläuterungen Bittels, der eine Fülle von kulturhistorischen und vor allem religionsgeschichtlichen Betrachtungen einarbeitet. Allerhand Neues bringt das abschließende, als ‚Ergebnisse' bezeichnete Kapitel. Bittel stellt hier durch wohlabgewogene Untersuchungen fest, daß der indogermanische (oder wenn man will, indogermanoide) Charakter des hethitischen Staates durch die Texte bis in die Zeit des Labarnas gesichert ist. Hiermit wird die Hypothese Gelbs (Univ. Chicago, Or. Inst. Publ. XXVII Inscriptions from Alishar S. 1 von der Späteinwanderung der indogerma schen Hethiter widerlegt. Dagegen bezweife Bittel die herrschende Ansicht, daß auch sch Anitas und Bithanaš Vertreter der indog manischen Oberschicht wären und weist die Herrscher dem protohattischen Kreis der Kü tepe-Kultur zu. Erst nachher wären die ind germanischen Schwärme eingewandert u hätten sich die älterhethitischen Herrscher i Interesse der Legitimierung ihres Herrschaft anspruches auf diese ältesten, noch stam fremden Fürsten berufen. Es handelt sich b dieser neuen Auffassung Bittels um eine Hyp these, welcher das Quellenmaterial in der T in manchen Punkten entgegen kommt. And rerseits steht ihr aber das Schweigen der hetl tischen Literatur hinsichtlich einer Einwand rung der indogermanischen Herrenschicht u mittelbar vor Labarnas entgegen. Doch gibt in der Geschichte so manche Beispiele daf daß zugewanderte Herrenschichten das Faktu ihrer Einwanderung nicht ungern mit Schw gen übergehen. Für die Zeit der Einwanderu läßt Bittel übrigens zwei Möglichkeiten offe Entweder die einer gewaltsamen Eroberu durch die Dynastie des Labarnas oder aber d allmähliche Einsickern der Indogermanen b Fortbestehen der bisherigen Machtverhä nisse und der protohattischen Dynastie. M scheint nun allerdings diese letztere Möglic keit völlig unwahrscheinlich zu sein, da na den Forschungen von Korošec und Götze d rechtliche Stellung des hethitischen Königs, d Vorhandensein eines Adelsrates und überhau das ganze ältere hethitische Staatsrecht typis indogermanische und damit völlig unorient lische Züge aufweist. Diese erklären sich n wenn die Hethiter als Herrenschicht in O kleinasien eingezogen waren, so wie dies au sonst in analogen Fällen der vorderasiatisch Geschichte der Fall war. Richtig ist ab daß die bodenständige Bevölkerung daneb fortbestand, weiterhin eine in vieler Hinsic bedeutsame Rolle spielte, ja die indogerm nische Herrenschicht je länger desto mehr assimilieren und aufzusaugen vermochte.

Altes Testament, Neues Testament, Spätjudentum, Urchristentum.

Steinschneider, Moritz: **Bibliographisches Han buch über die theoretische und praktische Li ratur für hebräische Sprachkunde.** 2. Aufl. neb Zusätze und Berichtigungen. Jerusalem: Ba berger & Wahrmann 1937. (XXXVI, 160 132 S.) gr. 8°. $ 3.50; geb. 4 —. Angez. v J. Begrich, Leipzig.

Die zweite Auflage von Steinschneide bibliographischem Handbuch, das 1859

erster Auflage erschien und die einschlägige Literatur bis 1850 umfaßt, bietet keine Neubearbeitung, wie der Verf. selbst sie erhofft hatte, vgl. Zusätze usw. S. 83. Sie gibt eine Reproduktion der ersten Auflage, vermehrt um eine Anzahl von Zusätzen und Nachträgen, welche die stattliche Zahl von 132 Seiten füllen. Da diese keine Neuveröffentlichungen bieten, sondern Abdrucke längst bekannter Zeitschriftenartikel darstellen, bedarf es an dieser Stelle nur einer kurzen Anzeige. Dem Text des Handbuches von 1859 folgen auf S. 1—85 „Zusätze und Berichtigungen" von Steinschneider selbst, veröffentlicht im Centralblatt für Bibliothekswesen 1896, auf S. 87—116 „Nachträge zu Steinschneiders Zusätzen und Berichtigungen zu seinem bibliographischen Handbuche" von N. Porges, veröffentlicht im Centralblatt für Bibliothekswesen 1896, auf S. 117—118 „Zusätze und Berichtigungen zu Steinschneiders „Handbuch" von A. Freimann, abgedruckt aus der Zeitschrift für hebräische Bibliographie 1898, auf S. 118—121 „Randbemerkungen zu Steinschneiders bibliographischem Handbuch und zu den Zusätzen und Berichtigungen zu demselben" von M. Grunwald, veröffentlicht in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 1898, und auf S. 122—32 Nachträge zu Steinschneiders bibliographischem Handbuche" von N. Porges, erschienen in der Zeitschrift für hebräische Bibliographie 1917.

Der Wert der vorliegenden zweiten Auflage, welche über die zeitliche Begrenzung der in der ersten Auflage nachgewiesenen Literatur nicht hinausgeht, liegt in der verhältnismäßig bequemen Zusammenstellung sonst ziemlich verstreuter Angaben. Der interessierte Benutzer würde dem hier eingeschlagenen Verfahren gegenüber wahrscheinlich lieber eine einheitliche Verarbeitung der Nachträge mit dem Grundstock des Buches sehen. Die Brauchbarkeit der Bibliographie würde damit sicherlich gewinnen. Aber wahrscheinlich werden nicht allzu viele Benutzer an dem hier eingeschlagenen Verfahren Anstoß nehmen. Denn die Aktualität einer an sich verdienstlichen Bibliographie, welche die theoretische und praktische Literatur für hebräische Sprachkunde bis 1850 verzeichnet, wird im Jahre 1938 zweifellos geringer sein müssen als im Erscheinungsjahre der ersten Auflage, das in unmittelbarer Nähe der von der Sammlung gezogenen Zeitgrenze liegt.

Der Benutzer wird eine klare und lesbare Reproduktion der bibliographischen Angaben finden. Der deutsche Benutzer möchte freilich wünschen, nicht auf dem Titelblatt durch einen sprachlichen Fehler gestört zu werden.

Cohen, Boaz, Ph. D.: **Mishnah and Tosefta.** A Comparative Study. Part I: Shabbat. New York: Jewish Theological Seminary of America 1935. (IX, 160 S.) 8°. Bespr. von Rudolf Meyer, Leipzig.

An älteren und neueren Untersuchungen über das literarische Verhältnis zwischen Mischna und Tosefta, den beiden ältesten rabbinischen Halakha-Codices, ist kein Mangel. Das schließt nicht aus, daß das literargeschichtliche Problem, das die genannten Werke aufgeben, noch keinerlei befriedigende Lösung gefunden hat. — B. Cohen geht in seiner vergleichenden Studie über den Traktat Schabbath einen Weg, der, soweit ich sehe, bislang in dieser Form noch nicht beschritten worden ist. Er vergleicht den Toseftatraktat Schabbath mit dem entsprechenden Mischnatraktat, ohne dabei, wie seinerzeit A. Schwarz[1], von der Prämisse der Integrität der Mischna auszugehen, oder wie A. Guttmann[2], sich lediglich auf einen statistischen Vergleich beider Parallelüberlieferungen zu beschränken.

Bevor Verf. zu seinem eigentlichen Thema kommt, behandelt er in einer Einleitung zunächst die drei Begriffe Mischna, Baraitha und Tosefta, und sucht sie gegenseitig abzugrenzen. Was die Redaktion der Tosefta betrifft, so vertritt B. Cohen die Meinung, daß die Tosefta in der Schule des Patriarchen Jehuda I. († 217) als Ergänzung zur Mischna redigiert worden ist. Freilich kommt der Tosefta nicht die Bedeutung der Mischna zu, die normative Geltung erlangt hat. Den palästinischen und babylonischen Amoräern ist der Toseftacodex allem Anschein nach zwar bekannt gewesen, doch ein vollkommenes Vertrautsein mit ihm läßt sich nicht nachweisen. Im einzelnen kommt Verf. in seiner Einleitung oft zu Schlüssen, die m. E. schwerlich überzeugen dürften. Man wird daher in jedem Falle gut tun, die Noten nicht zu übersehen, die L. Ginzberg zu zahlreichen Stellen der Studie verfaßt hat und die in einem Anhange der Arbeit angefügt sind.

Der Hauptteil der Untersuchung ist so aufgebaut, daß zunächst ein Kapitel aus der Mischna und darauf der entsprechende Toseftа-

---

1) Die Tosifta des Traktates Sabbat. Karlsruhe 1882.

2) Das redaktionelle und sachliche Verhältnis zwischen Mišna und Tosephta. Breslau 1928. — Wir haben nur zwei charakteristische Arbeiten angeführt. Eine nützliche Übersicht über die hauptsächlichen Theorien bietet L. Gulkowitsch, Der Toseftatraktat Berakhoth, Angelos III, S. 129ff.

abschnitt besprochen wird. Dabei wird man Cohen zugestehen müssen, daß er es versteht, das Augenmerk des Lesers auf Tatbestände zu lenken, die bislang kaum oder überhaupt nicht beachtet worden sind. Zu den richtigen Beobachtungen kommen nun freilich auch eine Reihe von Unvollständigkeiten und teilweise auch schwerlich haltbaren Behauptungen, was bei einer so umfangreichen und schwierigen Untersuchung nicht wundernehmen wird. Da der Rahmen einer Besprechung es nicht erlaubt, das gesamte Material kritisch zur Darstellung zu bringen, seien kurz einige Punkte aus dem ersten Kapitel der Tosefta und Mischna herausgegriffen.

Verf. hat richtig erkannt, daß Tos Schab I 1—3 sich nicht auf M Schab I 1a beziehen kann, sondern eine Erläuterung zu der älteren Halakha M Schebu'oth I 1c (יציאות השבת שתים שהן ארבע) darstellt. Ebenfalls ist richtig gesehen, daß יציאה in M Schebu I 1c nicht wie nach der späteren, für die Tradition maßgebend gewordenen Auffassung, mit הוצאה (Hinaustragen), sondern mit רשות (Raum) gleichbedeutend ist. Allerdings ist es Cohen lediglich gelungen, eine assoziative Verbindung zwischen Tos Schab I 1—3 und M Schebu I 1c herzustellen. Daß jedoch noch eine engere Beziehung zwischen beiden Texten besteht, werde ich in meiner in Vorbereitung befindlichen Toseftaausgabe[1] zu zeigen versuchen. Schwerlich wird man Verf. darin zustimmen können, daß er annimmt, M Schebu I 1c sei von den Rabbinen aus Ex. 16, 29 abgeleitet worden. Ganz abgesehen von der durchaus noch nicht geklärten Frage, wieweit der Bibeltext überhaupt die Grundlage für die rabbinischen Gesetze abgegeben hat, läßt sich speziell für Ex. 16, 29 nur nachweisen, daß die Rabbinen damit den Sabbatweg exegetisch begründet haben, nicht aber das Verbot des Tragens; vgl. Ginzbergs Note zu S. 66.

Eine weitere richtige Beobachtung des Verf. ist die, daß der nächste Toseftaabschnitt I 4—5a eine Erläuterung zu M Toharoth VI 6—10 darstellt. Von hier aus wird verständlich, warum in Tos Schab I 5a vom 'Erub die Rede ist, ein Thema, das, wie schon Raschi bemerkt hat[2], nicht in den übrigen Zusammenhang paßt. Während Tos Schab I 5b eine Ergänzung zu M Schab I 1b darstellt, fällt Tos Schab I 6 aus dem Rahmen des heutigen Textes heraus, insofern als I 6 den zweiten Teil einer Kontroverse darstellt. Dieser Sachverhalt ist Verf. anscheinend entgangen. Wir vermuten, daß der erste Teil dieser Kontroverse sich in einem Zitatbruchstück in j Schab I 3a,5 (סקופה שלפני הפתח) erhalten hat[1].

Die zeitgeschichtliche Einordnung der einzelnen Halakhoth ist in vielen Fällen nicht möglich. Immerhin sollte man dort, wo die Möglichkeit besteht, davon Gebrauch machen. Dieser Forderung wird Verf. nur teilweise gerecht; so sollte man Tos Schab I 13, wo von der Hoffnung des Rabbinen Jischma'el († um 135) auf Wiederherstellung des Tempels die Rede ist, nicht an Gen. r. 64 § 10; M 'Edu VIII 6 par (mit Vorbehalt) und Barnabasbrief 2, 4ff., 4, 1ff.; 16, 1ff. vorübergehen. Allerdings sollte man sich auch davor hüten, die Geschichte der Halakha allzu schematisch zu rekonstruieren, wie es Verf. mit Tos Schab I 7 und dem Parallelmaterial tut. Schwerlich dürfte auch die Vermutung richtig sein, daß Tos Schab I 16—19 historisch nahe an die sog. Achtzehn Beschlüsse, die auf einer Schammaïtensynode im Jahre 67(?) n. Chr. gefaßt wurden, heranführt. Will man den historischen Tatbestand aufzeigen, so muß man wie schon H. Graetz, von j Schab I 3c, 50ff. Bausgehen. Auch hier kann ich auf einzelnes nicht eingehen, sondern muß auf meine neue Toseftaausgabe hinweisen. Nur soviel sei gesagt, daß jene Synode einen ausgesprochen fremdfeindlichen Charakter trug und Gesetze durchbrachte, die in der Praxis zum Teil überhaupt nicht auszuführen waren. Von alledem berichten aber weder Mischna noch Tosefta. Nur insofern führt die Tosefta weiter, als sich in I 17 verschiedene Urteile über jene Synode erhalten haben, die zeigen, daß die Schätzung jenes Zelotismus in der Zeit nach der Zerstörung des Tempels — etwa um 100 n. Chr. — durchaus geteilt war.

Schließlich sei noch angemerkt, daß ich Cohens Arbeit ein kritisches Eingehen auf die einzelnen Tos-Lesarten vermisse; auch würde ich in manchen Fällen der palästinischen Gemara positiver gegenüberstehen als die Verf. tut, dafür aber an anderen Stellen der babylonischen Überlieferung kritischer begegnen.

Aufs Ganze gesehen wird man sagen können: mit dieser lehrreichen und anregenden Studie hat Verf. einen methodischen Weg aufgezeigt, auf dem wir ein wesentliches Stück weiter in die Entstehung von Mischna und Tosefta eindringen können, als dies bisher möglich war.

1) G. Kittel und K. H. Rengstorf, Rabbinische Texte I, Bd. 2.

2) Zu b Schab 6a s. v. ערבן.

1) j Schab I 3a, 5 stellt keine Wiederaufnahme von j Schab I 2d, 51ff. = Tos Schab I 4 dar.

Semitistik, Islamistik.

Jairazbhoy, Al-Hajj Qassim Ali: **Muhammad. „A Mercy to all the Nations".** With a Foreword by His Highness The Aga Khan. London: Luzac & Co. 1937. (389 S., 1 Abb.) 8°. Bespr. von Johann Fück, Frankfurt a. M.

Die geistige Auseinandersetzung zwischen Ost und West hat bereits ein reiches Schrifttum gezeitigt, in welchem westlich gebildete Muhammedaner an Stelle der von ihnen als Zerrbild empfundenen abendländischen Darstellungen ein wahres Bild des Islams zu zeichnen versuchen, ohne daß die Verfasser in der Frage, was denn eigentlich das Wesen des Islams ausmache, untereinander einig wären. Für Mr. Jairazbhoy ist es ausgemacht, daß der Liberalismus, der heute in den gebildeten Kreisen der angelsächsischen Welt zum guten Ton gehört und mit dem englischen Schulwesen auch in Indien seinen Einzug gehalten hat, in schönster Übereinstimmung mit den Lehren des Islams steht, ja, daß Demokratie und Parlamentarismus, Internationalität und Pazifismus, Humanität und Kulturfortschritt Errungenschaften sind, die die Welt eigentlich dem Islam verdankt. Über dieses Leitmotiv komponiert er seinen Lobgesang auf den Propheten und seine Religion. Nach ihm hat Muhammed nur in der Notwehr zu den Waffen gegriffen und alle seine Kriege ausschließlich zur Selbstbehauptung geführt. Ebenso versichert J., daß die beiden ersten Kalifen durch Volksabstimmung gewählt, und daß ʿUṯmān und ʿAlī von einem Wahlkollegium in ihr hohes Amt berufen worden seien (S. 220). Nicht ohne einen Seitenhieb auf die britische Kolonialverwaltung verwahrt er sich gegen den Einwand, daß die parlamentarische Regierungsform den Lehren des Korans fremd sei (S. 239). In der Frauenfrage vertritt er den nicht ganz neuen Standpunkt (auch die Schiiten Amir Ali und Dilawar Husain betrachteten die Vielehe als Übel), daß der Koran die Einehe gebiete, und ist ängstlich darauf bedacht, den gerade hier sehr lebhaften Angriffen der christlichen Mission den Boden zu entziehen. Nicht minder entschieden ist sein Glaube an die Wesensverwandtschaft von Islam und Kulturfortschritt; er macht Europa zum gelehrigen Schüler des Islams und schließt seine Betrachtungen mit der erstaunlichen Behauptung (S. 231): Everything that is in the world as the result of intellectual progress owes not only its inception but also its present form to the efforts of this one man (nämlich Muhammad). Im Schlußkapitel freilich deutet er Stellen aus dem Alten und Neuen Testament, den Puranas und Dasātīr als Weissagungen auf den arabischen Propheten und zeigt damit, vielleicht sich selbst unbewußt, daß er wenigstens die Kritik als die Kunst, Wahres von Falschem zu unterscheiden, dem Abendland überläßt. Überhaupt zeigt sich bei näherem Zusehen, daß seine Ansichten sich doch nicht so genau mit denen der angelsächsischen Moderne decken, wie er es vielleicht selbst annimmt. So bekennt er sich S. 221 zu der schiitischen, mit demokratischen Grundsätzen unvereinbaren Auffassung, daß es besser um den Islam stände, hätte man von vornherein ʿAlīs Ansprüche auf die Erbfolge anerkannt. In der Einleitung S. 22 erscheinen denn auch gut schiitisch die Nachkommen des Propheten als vorbildliche Muster islamischen Lebenswandels, und dementsprechend ist in dem Zitat aus der Abschiedswallfahrt S. 21 die ursprüngliche Fassung „Buch Gottes und Sunna seines Propheten" durch "The Book of God and my Ahl al-Bayt, my descendants" ersetzt (im übrigen tritt diese schiitische Einstellung wenig zutage, da J. sich bemüht, im Interesse der Geschlossenheit des Islams alles Trennende zurücktreten zu lassen). Noch schlimmer ist es, daß er von wahrer Duldsamkeit keinen Hauch verspürt hat und außerstande ist, außerhalb des Islams irgend etwas Gutes anzuerkennen. Alles Unislamische wird in den schwärzesten Farben geschildert, damit von diesem tristen Hintergrund das leuchtende Bild des Islams sich um so strahlender abhebe. Darunter hat vor allem das christliche Abendland zu leiden, gegen das J. einen kaum verhohlenen Haß empfindet (S. 231). Mit dieser Schwarzweißmanier läßt sich freilich nur ein monotones, flaches Bild hervorbringen, das von der wahren Größe des arabischen Propheten kaum etwas ahnen läßt, die sich nur dem erschließt, der einen Blick für geschichtliche Perspektive besitzt. So bleibt zum Schluß nur noch ein befremdetes Erstaunen, daß ein angesehener Verlag Englands sich bereit gefunden hat, Mr. Jairazbhoys Werk aus der Taufe zu heben.

Farah, Elie: **Al-Farabi** [arabischer Titel: Ilyās Farah: Al-Fārābī]. Jounieh (Liban): Imp. des Miss. Libanais 1937. (114, VI S.) 8°. Angez. von R. Paret, Heidelberg.

Im ersten Kapitel dieses in flüssigem Arabisch geschriebenen kleinen Buches berichtet der Verfasser über die geschichtlichen Voraussetzungen des philosophischen Denkens bei den Arabern, wobei er mit Recht betont, daß der eigentliche Anstoß von außen her erfolgt ist. Das zweite Kapitel ist dem Leben Fārābīs gewidmet. (Die Tatsache, daß der Philosoph türkischer Herkunft war, wird dabei nicht näher berührt.) Dann folgt eine Würdigung der eklektisch-harmonisierenden Methode Fārābīs (Harmonisierung einerseits zwischen Plato — Aristoteles — Plotin und den Neuplatonikern; andererseits zwischen Philosophie und Religion). Im Anschluß

daran kommen die philosophischen Ansichten und Konstruktionen Fārābīs im einzelnen zu Wort: seine Logik, seine Lehre von Gott, von der Welt (kosmische Emanation), von der menschlichen Seele und von der menschlichen Gemeinschaft („Musterstaat"). Dabei gibt Farah immer zuerst die entsprechenden Ansichten der griechischen Philosophen und versucht nachzuweisen, inwieweit Fārābī dieses Material neu kombiniert und von sich aus abgewandelt und erweitert hat. Der Gottesbeweis *e contingentia mundi* — einer der wenigen Punkte, in denen Fārābī wirklich schöpferisch gewesen zu sein scheint — wird gebührend hervorgehoben (S. 47—58; vgl. A. J. Wensinck, Les preuves de l'existence de Dieu dans la théologie musulmane, Amsterdam 1936, S. 14—20).

Das Buch ist nicht etwa als ein neuer Beitrag zur Fārābī-Forschung zu bewerten, sondern als eine zusammenfassende Darstellung der gedanklichen Leistung des „größten arabischen Philosophen vor Avicenna". Der Verfasser wendet sich damit in erster Linie an seine Landsleute. Er möchte ihnen den Blick schärfen für die geistigen Werte, die in der ruhmreichen arabischen Vergangenheit beschlossen sind.

E. Farah scheint der deutschen Sprache nicht kundig zu sein. Sonst hätte er die einschlägigen Werke von M. Steinschneider, Fr. Dieterici, M. Horten und T. J. de Boer im Literaturverzeichnis bestimmt nicht unerwähnt gelassen.

Ibn Hodeïl, 'Aly ben 'Abderraḥman: L'Ornement des Ames et la Devise des Habitants d'El Andalus. Traité de Guerre Sainte Islamique. Reproduction du Manuscrit de M. Nehlil (Tome Ier) revu et corrigé d'après l'exemplaire de la Bibliothèque d'El Karawiyin à Fez et ceux de la Bibliothèque générale du Protectorat à Rabat par Louis Mercier. Paris: P. Geuthner 1936. (8, 5 u. ⁹⁹ S.) 4°. 40 Fr. Bespr. von Joseph Schacht, Königsberg Pr.

Nachdem L. Mercier den zweiten, über Pferdezucht und Reitkunst handelnden Teil dieses i. J. 763 verfaßten Werkes 1922 in Faksimile und in französischer Übersetzung herausgegeben hatte (vgl. Ritter, Der Islam, Bd. XVIII, 116ff.; Rescher, OLZ 1923, 286ff.), veröffentlicht er nunmehr eine wohlgelungene Reproduktion (wieder nach der Handschrift im Privatbesitz von M. Nehlīl in Casablanca) des ersten Teils, dessen Gegenstand der *ǧihād* bildet. Eine Kollation mit der Handschrift des Escorial war diesmal nicht möglich; dafür haben zwei vollständige Exemplare und ein Auszug (in der Bibliothèque générale du Protectorat in Rabat und in der Bibliothek der Qarawījīn-Moschee in Fes) eine Reihe von Verbesserungen ergeben, die anhangsweise zusammengestellt sind. Die weitere Handschrift in der Sammlung Taimūr Paša, *furūsīja* 99 (jetzt in der Ägyptischen Bibliothek in Cairo), auf die ich Der Islam, Bd. XIX, 49f. aufmerksam gemacht habe, ist dem Verf. offenbar unbekannt geblieben. Die 20 Kapitel behandeln u. a. die Verdienstlichkeit und Pflichtmäßigkeit des *ǧihād*, die Pflichten des *ġāzī*, des Befehlshabers und des Untergebenen, Erlaubtes und Verbotenes beim *ǧihād*, die verschiedenen Stadien und Arten des Kampfes, Kriegslisten, berühmte arabische Helden aus dem Heidentum und dem Islam. Das alles wird durch Koranzitate und Traditionen begründet und durch Anekdoten und Verse erläutert. Das Ganze ist durchaus auf einen praktisch-paränetischen Zweck eingestellt. In der arabischen Vorrede (die sprachlich nicht immer einwandfrei ist) stellt der Verf. zusammen, was er über den wenig bekannten Autor und seine anderen Schriften in Erfahrung gebracht hat; außer dem vorliegenden Werk und einer kürzeren Parallelrezension des zweiten Teiles hat er fünf Schriften feststellen können, von denen zwei nachweislich erhalten sind. Da er darüber in einem geplanten Übersetzungsbande handeln will, der auch eine Studie über die Entwicklung der Lehre vom *ǧihād* enthalten soll, gehe ich hier darauf nicht ein, gebe dafür aber einen Nachtrag zu meinen Notizen über die *ǧihād*-Literatur (Aus den Bibliotheken von Konstantinopel und Kairo, Nr. 40; Aus Kairiner Bibliotheken (II), Nr. 21; Aus orientalischen Bibliotheken (III), Nr. 30):

Aḥmad ibn Ibrāhīm ibn az-Zuhair aṭ-Ṭaqafī al-Ġarnāṭī (st. 708), *sabīl ar-rašād fī afḍal al-ǧihād*, Katalog Bankipore XVII², S. 58;

'Abdallāh ibn Ṣāliḥ ibn Ismā'īl, *tuḥfat al-ġuzāt wal-musāfirīn*, Brit. Mus., Or. 11051;

Ramaḍān ibn Muṣṭafā ibn al-Walī ibn al-Ḥāǧǧ Jūsuf, *kanz al-'ibād fī faḍā'il al-ġazw wal ǧihād* (dem Sultan Soliman II. gewidmet);

weitere Handschriften der *natīǧat al-iǧtihād fil muhādana wal-ǧihād* des Aḥmad ibn al-Mahdī al-Fa'sī al-Andalusī (verfaßt 1179) sind in Paris, Bibl. Nationale, Ms. Ar. 5754, 2; Tunis, Abdallia 3354, Grande Mosquée 6236;

die ersten Kapitel der *nuṣrat al-ǧunūd 'uhdat aš-šuhūd* (sic) des as-Saijid Muḥammad Ḥaqqī ibn 'Alī ibn Ibrāhīm an-Nāzillī (st. 1301; Br. II 490), Cairo 1293;

Ṣiddīq Ḥasan Ḫān Bahādur (st. 1307), *al-'ibra mimmā ǧā'a fil-ġazw waš-šahāda wal-hiǧra*, Bhopal 1294;

Maḥmūd al-'Ālim al-Manzilī (st. 1311), *fukāha al-aḏwāq min mašārī' al-ašwāq* (sic; Auszug aus den *mašārī' al-aswāq* des Ibn an-Naḥḥās ad-Dimašqī, st. 814), Cairo 1290;

Muḥammad ibn Idrīs al-Qādirī al-Ḥasanī, *sabīl al-muḥsinīn fī faḍl al-ǧihād fī sabīl rabb al 'ālamīn*, Fes 1326; dazu von demselben: *sabīl al-hidāja fī faḍl ar-rimāja*;

Cheragh Ali, *A Critical Exposition of the Popular Jihad*, Calcutta 1885;

Abū Sa'īd Muḥammad Ḥusain, *A Treatise on Jihad, translated from Urdu into English*, Lahore 1887.

Merner, Paul-Gerhardt: **Das Nomadentum im nordwestlichen Afrika.** Stuttgart: J. Engelhorns Nachf. 1937. (79 S.) 8° = Berliner Geographische Arbeiten, hrsg. v. Geogr. Institut d. Univ. Berlin durch Prof. Dr. Norbert Krebs und Dr. Herbert Lehmann. H. 12. RM 1.75. Bespr. von Werner Caskel, Greifswald.

Das Nomadentum ist in deutschen geographischen Werken bisher ziemlich oberflächlich behandelt worden. Selbst so wesentliche Bedingungen dieser Lebensform wie die jahreszeitliche Gebundenheit der Wanderzüge und der Wechsel zwischen Sommer- und Wintergebieten haben in der zünftigen Literatur kaum Beachtung gefunden. Um so mehr ist die vorliegende Studie zu begrüßen, die auf die grundsätzlichen Dinge eingeht und das Nomadentum gegenüber verwandten Erscheinungen wie Transhumanz und Almwirtschaft abgrenzt.

Merner unterscheidet vier Typen von Wanderhirten: Vollnomaden, Halbnomaden, Wüstennomaden (ihre Wanderungen sind weniger als die der Vollnomaden an bestimmte Orte und Zeiten gebunden) und Bergnomaden (mit winterlichem Abstieg in die Ebene). Diese Einteilung, die übrigens auch für die klimatisch entsprechenden Gebiete Vorderasiens brauchbar wäre, wird dann in einem speziellen Teil auf die Hauptstämme Französisch-Nordafrikas angewandt.

Mit Recht stellt der Verf. unter den Bedingungen des Nomadentums die natürlichen voran. Im einzelnen kann man hier und da anders urteilen: Ich glaube z. B. nicht, daß sich die Richtung der Wanderzüge allein durch die Weideverhältnisse erklären läßt. Vielmehr scheint dabei die Deckung des Bedarfs an zusätzlichen Nahrungsmitteln (Getreide im Tell, Datteln in den Oasen) und die Notwendigkeit des Absatzes der eigenen Erzeugnisse — Vorgänge, die der Verfasser hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt des Handels betrachtet — wesentlich mitzuspielen. Was Merner sonst über die Wirtschaft bringt, ist durchaus zutreffend. Nur darf man nicht vergessen, daß das algerische Vollnomadentum in allen seinen Lebensäußerungen nur mehr ein Schatten dessen ist, was es einst vor der Kolonisation war; Kamelzucht und Raub gehören zu seinem Wesen ebenso wie zu dem der Wüstennomaden.

Der Schluß der Arbeit setzt sich mit der französischen Kolonialpolitik gegenüber den Nomaden auseinander. Dem Urteil des Verfassers möchte ich hinzufügen, daß es erträglicher sein dürfte, wenn der Bauer zum Nomadentum übergeht, als daß er das Proletariat der Städte vermehrt, wie das bei der jetzigen Wirtschaftskrise in Nordafrika der Fall ist.

In dem Kapitel „Die Kultur der Nomaden" fühlt sich der Verfasser begreiflicherweise nicht ganz sicher. Hier ist daher manches zu verbessern. S. 15: „Beni Soleiman" lies „Beni Soleim". S. 25: daß den Moslim schattenspendende, breitkrämpige Hüte fehlen, trifft zwar im allgemeinen, aber nicht in Nordafrika zu. S. 29: Der Satz „Wenn ein Pflug ins Haus kommt, zieht Niedrigkeit in die Seelen der Bewohner ein" wird dem Propheten zugeschrieben, ist aber kein Koranwort.

Kaukasus, Turkologie, Iran.

Dumézil, Georges: **Contes Lazes.** Paris: Institut d'Ethnologie 1937. (XIII, 133 S.) 4° = Université de Paris. Travaux et Mémoires de l'Inst. d'Ethnologie, XXVII. Fr. 37.50. Bespr. von Gerhard Deeters, Bonn.

Unter den vier südkaukasischen Sprachen ist das Lasische, das in mehreren Dialekten an der Südostecke des Schwarzen Meeres gesprochen wird, für den vergleichenden Sprachforscher am wenigsten ergiebig, da es am stärksten (vom Türkischen) überfremdet ist. Aus demselben Grunde ist es aber auch die gefährdetste Sprache, und daher sind Textsammlungen in dieser Sprache besonders willkommen. Die grundlegende Lasische Grammatik von N. Ja. Marr (Petersburg 1910) enthält deren nur wenig, ebenso die Nachträge dazu von I. Kipschidze (ebd. 1911). Dagegen hat im Auftrag der neuen Georgischen Universität in Tiflis Arnold Čikhobawa zahlreiche, volkskundlich sehr wertvolle Texte gesammelt (Č'anuri tek'stebi. I: Xop'uri kilokavi. Tiflis 1929); ob noch weitere Teile erschienen sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Der 1. Teil, der nur Texte im Dialekt von Chopi bringt, enthält weder Übersetzung noch Glossar, so daß er erst durch zeitraubende Durcharbeitung erschlossen werden muß.

Das vorliegende Buch enthält neun Märchen und Schwänke und einige kleinere Texte von volkskundlichem Interesse; alle stammen von einem jungen Lasen, Niazi Ban, der den Dialekt von Archawi spricht, und sind von Dumézil in den Jahren 1930 und 1931 in Konstantinopel aufgezeichnet worden. Alle sind mit einer wörtlichen und einer freien französischen Übersetzung versehen, das erste außerdem mit einer Erklärung sämtlicher Verbalformen unter Verweis auf das der Marr'schen Grammatik beigegebene Wörterbuch (es kommen übrigens schon hier eine ganze Reihe von Verbalstämmen vor, die bei Marr nicht verzeichnet sind). So wird es dem Benutzer leicht gemacht, sich in die Texte einzulesen. Inhaltlich sind die Märchen nur zum Teil lasisches Volksgut,

z. B. „Tembel-Memet", der dem bei den Georgiern sehr volkstümlichen „Aschenstocherer" entspricht. VII „Das Mädchen als König" und VIII „Der Prinz im unterirdischen Königreich" sind wohl, wie auch Dumézil vermutet, Wiedererzählungen von Märchen, die Niazi Ban auf türkisch gelesen hatte, denn ihre kunstvolle Form weist auf literarische Herkunft; letzteres, das ja bei allen Völkern bekannt ist, steht der awarischen Fassung, wo der Held „Bärenohr" heißt (Sbornik materialov . . . Kavkaza 14 II 102ff.), besonders nahe.

Zu Dumézils Erörterungen über die „Charaktervokale" S. VII sei bemerkt, daß *bulur* „ich gehe" *b-ul-ur* zu zerlegen ist; das erste *u* ist nicht Charaktervokal, sondern gehört zum Stamm (= georg. *val*). Man gelangt nicht zum richtigen Verständnis der Charaktervokale, wenn man bloß die „direkte Konjugation" der „indirekten" gegenüberstellt. Die wesentliche Unterscheidung ist die zwischen absoluten und relativen Formen, d. h. solchen, die nur subjektive Personalpräfixe haben, und solchen, die subjektive und objektive oder nur objektive haben. Ein Teil der letzteren sind die Formen der indirekten Konjugation; der einzige, vom Standpunkt der kharthwelischen Grammatik unwesentliche, Unterschied besteht darin, daß in der Übersetzung in eine idg. Sprache das indirekte Objekt als Subjekt erscheint.

Wir wollen hoffen, daß Dumézil, dem wir schon inguschische und awarische Texte verdanken, in ebenso vorbildlicher Weise auch noch Material in anderen kaukasischen Sprachen zugänglich machen wird.

Rásonyi, L.: Ungarische Bibliographie der Turkologie und der orientalisch-ungarischen Beziehungen 1926—1934. Budapest: Körösi Csoma-Társaság; Leipzig: Harrassowitz 1935. (68 S.) gr. 8° = Körösi Csoma-Archivum, I. Ergänzungsband, H. 1. Bespr. von Th. Menzel, Kiel.

Schon 1926 hat I. Moravcsik in einem eigenen Heft des *Körösi Csoma-Archivs* II, 3, S. 199—236 unter dem gleichen Titel die Bibliographie der Jahre 1914—1925 gegeben: Werke, Abhandlungen, Aufsätze und Besprechungen ungarischer und ausländischer Gelehrter in Ungarn oder in ausländischen, von ungarischen Behörden geförderten Zeitschriften und im Ausland erschienene Arbeiten ungarischer Gelehrter.

Dankenswert ist, daß den ungarischen Arbeiten neben der Übersetzung des Titels, die aber z. B. S. 26 zu *Asztalos Gy.* fehlt, eine kurze deutsche Inhaltsangabe beigefügt ist. Ebenso findet sich eine Inhaltsangabe bei Arbeiten, deren Titel nicht klar den Inhalt erkennen läßt. Die Bibliographie dürfte wohl in lückenloser Vollständigkeit alle einschlägigen weitverstreuten Arbeiten umfassen. Zu begrüßen ist, daß die Bibliographie deutsch geschrieben ist, also für einen umfassenden Leserkreis benützbar ist.

Nach einem kurzen allgemeinen Teil folgen die zwei Hauptteile: 1. die Türken und 2. die orientalisch-ungarischen Beziehungen. Die „Türken" sind gegliedert in die „ehemaligen" Türkvölker, d. h. die nicht mehr existierenden, die Hunnen, Awaren, Türken und Uiguren, Sabiren und Chasaren, Petschenegen, Uzen, Komanen und Kiptschaken. Dann folgen die Bulgaren, Osmanen und die übrigen Türkvölker.

Die orientalisch-ungarischen Beziehungen umfassen die Urgeschichte bis zur Landnahme, das Zeitalter der Arpaden, die Periode der osmanischen Herrschaft in Ungarn, die neueren türkisch-ungarischen Beziehungen und Turan und den Turanismus.

Den Beschluß machen ein Anhang über die nichttürkischen altaischen Völker und Beiträge zur Bibliographie der ungarischen Orientalistik (außer der Turkologie).

Die mühsame Zusammenstellung verdient vollen Dank.

Byron, Robert: The Road to Oxiana. London: Macmillan & Co. 1937. (IX, 341 S., 16 Tafeln. 8°. 10 s. 6 d. Angez. von W. Lentz, Berlin.

Mit Oxiana ist Afghanisch-Turkistan gemeint. Das Werkchen ist eine Reiseschilderung in Tagebuchform von Venedig quer durch Vorderasien bis Chanabad, der Hauptstadt von Kattaghan und Badachschan, und dann südlich über Hindukusch und Chaiber-Paß nach Indien und England. Ein nicht geringer Teil des Buches ist Iran gewidmet. Von dort aus wurde in zwei Malen — Ende 1933 und Frühjahr 1934 — die Fahrt nach Nordafghanistan unternommen. Ein kurzer Bericht über die Expedition war uns von Byrons Reisegefährten Christoph Sykes bekannt (Some notes on a recent journey in Afghanistan, Geographical Journal Ldn., 84, 1934, 327—36).

Der Schwerpunkt des Werkes liegt auf der Beschreibung einer Reihe von Architekturdenkmälern Irans und Afghanistans, die vom künstlerischen und vergleichend-architekturgeschichtlichen Standpunkt aus erfolgt. Wieweit der Verfasser damit Fachleuten Neues sagt, kann ich nicht beurteilen. Mich hat die Plastik der Darstellung gefesselt, der eine scharfe Beobachtungsgabe, künstlerisches Verständnis und eine offenbar gute Kenntnis der wichtigsten Literatur zugrunde liegen.

Darüber hinaus enthält das Buch viele persönliche Beobachtungen, die, wenn auch lebhaft, nüchtern und mit Schalk vorgetragen, leicht den Charakter von Bekenntnissen mit Zensurenverteilung annehmen. Dem frisch aufstrebenden Iranier tum hätte ich, einigen Mißgeschicken der Expedition zum Trotz, mehr Anerkennung gewünscht. "Occasionally the book is disfigured by an ill—timed flippancy" (Besprechung von S. E. H., Geogr. J. Ldn., 90, 1937, 376).

Der letzte Europäerbericht über „Oxiana" ist meines Wissens der ansprechende, bebilderte Aufsatz G. Jarrings, The new Afghanistan (Orientsällskapets Årsbok 1937, 131—45), dessen Kenntnis ich der Freundlichkeit des Verfassers verdanke.

Smith, David Eugene: Firdausi Celebration 935—1935. Addresses Delivered at the Celebration of the Thousandth Anniversary of the Birth of the National Poet of Iran held at Columbia University and The Metropolitan Museum of Art in the City of New York. A Bibliography of the Principal Manuscripts and printed editions of the Shāhnāmah in Certain Leading Public Libraries of the World. New York: McFarlane, Warde, McFarlane 1936. (XIII, 138 S., 4 Taf.) 4°. Angez. von Gustav Richter, Breslau.

Vier Vorträge, welche die Firdausi-Feier der Columbia Universität im November 1934 zierten, leiten die vorliegende Festschrift ein: 3 zusammenfassende Würdigungen von dem Universitätspräsidenten N. M. Butler, vom iranischen Gesandten Mirza Shaffar Khan Djalal und von Professor A. V. Williams Jackson sowie ein spezieller Vortrag: Firdawsi's influence on Persian art von Dr. M. S. Dimand. Als Hauptteil folgt ein chronologisches Verzeichnis aller irgendwie bedeutenden Handschriften des Shāhnāmah mit den entsprechenden Katalognachweisen. Daran schließt sich ein gleiches Verzeichnis für Yūsuf wa-Zalīkhā. Den Abschluß des schön ausgestatteten und mit 4 charakteristischen Miniaturproben versehenen Werkes bildet eine Bibliographie aller nachweisbaren Übersetzungen der beiden Dichtungen, geordnet nach Sprachen. Nicht weniger als 23 Ausgaben deutscher Übertragungen werden genannt.

Südasien.

Malalasekera, G. P.: Dictionary of Pāli Proper Names. Vol. I: A—Dh. London: John Murray 1937. (XVIII, 1163 S.) 8° = Indian Texts Series. 31 s. 6 d. Bespr. von E. Waldschmidt, Göttingen.

Mit diesem Werk wird der Wunsch nach einem Wörterbuch der Eigennamen in der Pāli-Literatur erfüllt, den jeder Leser und Bearbeiter von Pālitexten seit langem gehegt haben wird. In dem von Rhys Davids und W. Stede herausgegebenen Dictionary der Pali Text Society fehlen die Eigennamen ja völlig, Edward Müller's Glossary of Pāli Proper Names (P. T. S. Journal for 1888) reicht nicht weit, und das Critical Pāli Dictionary von V. Trenckner (Dines Andersen, Helmer Smith, E. Olesen) ist in den ersten zehn Jahren seines Erscheinens noch nicht durch den Buchstaben *a* gekommen. Um so mehr verdient es Anerkennung, wenn hier ein junger singhalesischer Gelehrter es geschafft hat, im Laufe von nur gut vier Jahren ein solches Werk dem Abschluß nahe zu bringen (der 2. Band soll alsbald erscheinen).

M. ist den Fachgenossen nicht unbekannt, 1928 erschien von ihm in R. A. S. Prize Publication Series ein Buch: The Pāli Literature of Ceylon. 1936 gab er die Mahāvaṃsa Ṭīkā heraus (P. T. S.). Außerdem rührt von ihm her „The Extended Mahāvaṃsa" (R. A. S. Ceylon Branch), Aluvihāra Series, Calcutta 1937. Nun tritt dieses Wörterbuch den genannten Arbeiten an die Seite. In der Tat eine Leistung, zu der wir den Autor herzlich beglückwünschen dürfen! M. konnte sich bei seinem Werk allerdings auf Vorarbeiten stützen. Mrs. Rhys Davids stellte ihm ihres Gatten durchschossenes und mit zahlreichen Eintragungen versehenes Handexemplar der genannten Müllerschen Arbeit über die Eigennamen zur Verfügung, und M. trat mit der Arbeit überhaupt ein Erbe Rhys Davids' an, dem auch in praktischer Beziehung gut vorgearbeitet war. Es stand seit 1904 fest, daß ein Eigennamen-Wörterbuch Rhys Davids' unter der Ägide des Government of India (India Office) in den Indian Text Series erscheinen sollte. Rhys Davids hat es nicht vollendet, er starb 1922, und die Arbeit ruhte dann einige Jahre, bis 1931 M. mit ihrer Weiterführung betraut wurde. Seiner Lehrerin, Mrs. Rhys Davids, der das Werk gewidmet ist, hat M. die Empfehlung zu der Arbeit zu verdanken. Nützlich für M. haben sich, wie er erwähnt, B. C. Law, The Geography of Early Buddhism, London 1932, und C. Akanuma, A Dictionary of Buddhist Proper Names, especially in India (japanisch geschrieben, aber mit vielen Zitaten in lateinischer Schrift), erwiesen. Benutzt wurden außerdem natürlich die den Bänden der P. T. S. und sonstigen Ausgaben beigegebenen Indices. Allerdings hat M. bald feststellen müssen, daß diese bei vielen Texten unzureichend waren, und hat weitgehend eigene, neue Indices angelegt. Das Eigennamen-Verzeichnis umfaßt in der vorliegenden Form das einschlägige Material des ganzen Tipiṭaka und der Kommentare dazu und einer großen Anzahl von nichtkanonischen Werken wie Milindapañha, Mahāvaṃsa, Cūlavaṃsa, Dīpavaṃsa u. a. Dagegen hat M. auf die Subkommentare, Ṭīkās, verzichtet, da das darin aufzuspürende Material sich bei Proben als zu wenig bedeutend erwies, um den Zeitaufwand zu lohnen und die Verzögerung in der Fertigstellung des Wörterbuches zu rechtfertigen. Aufgenommen sind dankenswerterweise dagegen die Namen aller Suttas und Jātakas und aller Pāli-Werke von literarischer Bedeutung, die in Indien, Birma oder Ceylon vor 1700 n. Chr. geschrieben wurden.

Rühmenswert ist die Art und Weise, in der M. seine Aufgabe durchgeführt hat. Ich möchte sie an einem Beispiel erläutern. In Müllers Glossary findet sich unter *Anāthapiṇḍika* nur: "A. or Sudatta, a rich merchant, possessor of the Jetavanārāma", sodann folgen aneinander-

gereiht Nachweise von Stellen, wo der Name belegt ist. In Trenckner's Critical Dictionary wird schon bedeutend mehr gegeben; die Stellennachweise sind gruppiert und dem Inhalt nach durch Stichwörter charakterisiert. Suche ich z. B. die Textstelle, wo die Schenkung des Jetavana an die Gemeinde erzählt wird, so finde ich diese nicht wie bei Müller beim Durchprobieren aller angegebenen Stellen, sondern sogleich unter dem Leitsatz: he presented the fraternity with the Jetavana-vihāra. Weit mehr als solche Leitsätze, Stichwörter und Textverweise gibt M. Er hat unter Anāthapiṇḍika einen Bericht von nahezu 6 engbedruckten Seiten, der in zusammenhängender Darstellung eine Inhaltsangabe aller Nachweise der Pāli-Quellen über A., seine Familie, seine Dienerschaft, sein Schicksal, seine Erlebnisse mit dem Buddha usw. enthält[1]. Es ist nichts äußerlich Zusammengestelltes, sondern ein durchdachtes Ganzes. Die Geschichte von der Schenkung des Jetavana und von den dort errichteten Gebäuden wird unter *Jetavana* noch besonders behandelt. Außerdem schließen sich acht weitere einschlägige Stichwörter an: Anāthapiṇḍika-Sutta, Anāthapiṇḍikovāda-Sutta usw.

Es ist danach wohl klar, einen wie bedeutenden Fortschritt das neue Wörterbuch bringt und wie nützlich es zu sein verspricht.

Daß allerdings jeder Wunsch erfüllt ist, glaube ich nicht. B. C. Law hat (Indian Culture, Vol. IV, S. 380f.) bereits auf manche Lücken hingewiesen. Der reichlich gebotene Stoff macht unbescheiden, und man möchte noch mehr sehen. Unter Jetavana findet man z. B. einen Hinweis, die Schenkung sei auf einem Relief am Stūpa zu Bhārhat dargestellt. Dasselbe gilt aber auch für die Zäune von Sāñcī und Bodh-Gayā, was M. nicht anmerkt. Die Hinweise selbst auf Bhārhat sind lückenhaft. Unter Erakapatta gibt M. eine Inhaltsangabe der bekannten Legende von dem Schlangenkönig nach dem Kommentar zum Dhammapada, sagt aber nicht, daß die Hauptszenen in Bhārhat anschaulich dargestellt sind. Unter Tacchakā erwähnt M. nur, es sei eine Klasse von Nāgas, die beim Mahāsamaya anwesend waren. Man vermißt einen Hinweis auf die von mir herausgegebene Sanskrit-Version seiner Quelle und die dortige Namensform, auch auf Vogels längere Ausführungen über Takṣaka (Takṣaka Vaiśāleya) und damit Zusammenhängendes in Indian Serpent-Lore (1926). So wird es einem öfter gehen. Damit sind eben die Grenzen berührt, die M. sich bewußt gesetzt hat: er verarbeitet systematisch nur die primären Quellen und nur die Pāli-Literatur. Nachträge werden nicht zu umgehen sein. Was er aus sekundären Quellen (wie den chinesischen Pilgern) beibringt, ist beiläufig notiert. Die buddhistische Sanskrit-Literatur hat er absichtlich bei Seite gelassen. Er meint, dafür sei sonst ein besonderer Band notwendig geworden. Vielleicht ist diese Beschränkung eine weise gewesen, um mit dem Stoff überhaupt in so schneller Zeit fertig zu werden. Das soll uns aber nicht hindern, dem Verfasser drin gend ans Herz zu legen, uns die wichtige Ergänzung nach der Sanskrit-Seite auch noch zu bescheren.

Schon jetzt kann Verf. den Anspruch erheben, uns für die ferneren Studien ein unentbehrliches Rüstzeug geliefert zu haben, das in keiner Fachbibliothek fehlen darf.

1) Dabei sind Personennamen, die ja als eigene Stichwörter noch an ihrer Stelle vorkommen, durch Fettdruck übersichtlich hervorgehoben, während die Stellennachweise als Anmerkung petit gegeben werden. Das Wörterbuch ähnelt äußerlich dem in derselben Serie erschienenen Vedic Index of Names and Subjects von Macdonell und Keith.

Sukthankar, Vishnu S.: **The Mahābhārata**, for the first time critically ed. and illustr. from ancient models by Shrimant Balasaheb Pant Pratinidhi. Vol. V, Fasc. 8: The Virāṭaparvan, being the fourth book of the Mahābhārata, the great epic of India, critically ed. by Raghu Vira Poona: Bhandarkar Oriental Research Inst. 1936 (LXI, 362 S.) 4°. Bespr. von Hermann Weller, Tübingen.

Ehe ich zur eigentlichen Besprechung des Buches übergehe, möchte ich auf den im Jahre 1937 veröffentlichten amtlichen Bericht über das großzügige Unternehmen dieser Mahābhārata-Ausgabe hinweisen: Prospectus of a Critical and Illustrated Edition of the Mahābhārata, India's Great National Epic. Bhandarkar Oriental Research Institute, Poona. Diese Schrift enthält alles, was man wissen muß, um das großangelegte Werk, als dessen erster Herausgeber Dr. V. S. Sukthankar zeichnet, gebührend würdigen zu können. Da erfahren wir, wie es unter dem Patronat des Raja von Aundh gegründet und gefördert, welche Riesenarbeit schon jetzt geleistet worden ist und welches Echo es in der ganzen Welt gefunden hat. Die beigegebenen Bilder der Professoren Sukthankar, Raghu Vira, Sushil Kumar De, des Raja, der Arbeitsräume und des palastartigen, wunderschönen Hauptgebäudes u. a. versetzen uns mitten hinein in die Welt, wo das Große Epos, dank der Arbeit nationalgesinnter Männer, wieder in neuem Glanz erstehen soll.

Wer einen Einblick hat in die unendlichen Schwierigkeiten, mit denen die Herausgeber zu kämpfen haben, muß das bis jetzt Geleistete mit Bewunderung anerkennen. Der gewaltige erste Band, der den ersten Gesang des Epos enthält, lag schon 1933 vor, 1936 folgte der von uns zu besprechende vierte Gesang, das Virāṭaparvan; das Udyogaparvan ist, bis diese Zeilen gedruckt sind, wohl schon längst erschienen, ebenso liegt das Vanaparvan bereit. Und da hier mit peinlichster Genauigkeit nach wissenschaftlich einwandfreien Grundsätzen gearbeitet wird, so kann man das Tempo, in welchem die Bände aufeinanderfolgen, durchaus nicht etwa langsam nennen. Die große Bedeutung des Unternehmens liegt besonders

darin, daß hier die ganze Überlieferung des Mahābhārata in einem gewaltigen Thesaurus vereinigt wird. Der Prospectus gibt auch über die Preisverhältnisse Auskunft.

Den vorliegenden Band hat der am Sanatan Dharma College zu Lahore wirkende Professor Raghu Vira, M. A., Ph. D., D. Litt. et Phil., bearbeitet, und ich darf gleich zum Voraus sagen, daß ich vor seinem Werk die höchste Achtung habe. Es enthält zunächst eine äußerst aufschlußreiche Einleitung, darauf folgt eine sehr zu begrüßende, zu der Bombay-Ausgabe in Beziehung gesetzte Konkordanz der Kapitel und Strophen, dann der Text mit dem reichhaltigen kritischen Apparat nebst zwei Anhängen, die Hinzufügungen besonderer Art sowie Auszüge aus der javanesischen Version enthalten.

Die ungewöhnlich großen Schwierigkeiten, die sich den Herausgebern gerade bei diesem Gesang entgegenstellten, zeigen sich schon im handschriftlichen Material. Die Überlieferung des Mahābhārata stellt sich uns in zwei Rezensionen dar, einer nördlichen (N) und einer südlichen (S): bei N unterscheidet der Herausgeber eine nordwestliche und eine zentralindische Gruppe. Abgesehen davon, daß die sonst guten Handschriften der nordwestlichen Gruppe verhältnismäßig jungen Datums sind, ist die sonst korrekte Handschrift Ś (in Śārada-Zeichen) unvollständig. Außerdem gehen hier die Rezensionen N und S besonders stark auseinander; S hat zahlreiche Erweiterungen. In der Aufeinanderfolge der Kapitel und Strophen zeigen sich durchweg schwerwiegende Unterschiede.

Und doch scheint es mir dem Herausgeber gelungen zu sein, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, soweit dies unter den gegebenen Umständen überhaupt möglich war. Wenn es auch nicht so einfach war, hier die von Sukthankar in seinen Prolegomena zum ersten Band vertretenen Grundsätze anzuwenden, so konnte Raghu Vira doch nur unter dieser Führung marschieren und fühlt sich deswegen auch dem verdienstvollen Hauptherausgeber zu Dank verpflichtet. Mit Recht hat er sich an N gehalten, denn S zeigt sich hier außerordentlich überladen, es ist, wie er andeutet, sozusagen die um Kommentar und Erweiterung vermehrte N-Rezension. Daß es sich tatsächlich um nachträgliche Erweiterungen handelt, weist Raghu Vira treffend nach. So wird in N einfach erzählt, wie die Panduiden in Verkleidungen an den Königshof kamen; die Zuhörer der S-Rezension wollten wissen, wie die Helden, die doch bis jetzt im Walde gewohnt hatten, in den Besitz der Kleider kamen. Solche Beispiele sind äußerst zahlreich: ich möchte noch die bezeichnende Erweiterung nach 34, 11 hinzufügen. Während unser Text die Draupadī in einfacher und natürlicher Weise unmittelbar mit Uttara sprechen läßt, schiebt S mehrere Strophen ein, um, wohl einer späteren Haremssitte gemäß, Draupadī diese Mitteilung durch Uttarā, die Schwester des Königssohnes, machen zu lassen. Es ist selbstverständlich nicht ausgeschlossen, daß auch S manchmal auf die richtige Spur führt.

Daß in diesem Bande von der Wellenlinie ~~~~, dem Zeichen unsicherer Überlieferung, bei Versen und Versteilen ein besonders häufiger Gebrauch gemacht wird, darf uns bei der mangelhaften Überlieferung nicht wundernehmen; sie läßt eben die gemeinsame Quelle nicht klar erkennen, und so glaubt der Herausgeber nur für etwa 300 Strophen von 1834 garantieren zu können. Manchmal, wie in den Kapiteln 20, 21 und 22 findet sich die Wellenlinie an Anfang und Schluß verhältnismäßig selten, auch ganze Kapitel sind ziemlich frei von ihr, so 29, wo die Trigarta neu auftreten, wo also ein notwendiges Glied der Erzählung nicht leicht verändert werden durfte. In 44 häufen sich die Wellenlinien erst gegen Schluß, wo sozusagen Wiederholungen vorgetragen werden.

Wie sorgfältig und schonend der Herausgeber verfuhr, zeigt sich auch darin, daß er im ganzen nur drei Textverbesserungen eingesetzt hat, so 13, 19a *aśakya-rūpaiḥ*, wo ich übrigens das gut überlieferte *rūpam* ruhig belassen hätte.

Zahlreich sind die Fälle, wo die von dem Herausgeber bevorzugte Überlieferung die schwierigere Lesart aufweist. Oft handelt es sich um ungewöhnliche Formen, wie *bhūs* in 36, 45: *yantā bhūs tvaṃ*, „sei du Lenker", ein Injunktiv, für den selbst gute Handschriften Erleichterungen bringen. Eine besonders schwierige Form findet sich 55, 22: *abhyaghnan*. Die Konstruktion ist: *aśvān.....bībhatsur....abhyaghnan*, also „Bībh. tötete die Pferde". Zehn Handschriften setzen dafür *ahanat* oder *avadhīt* ein. Nach Whitney 637 finden sich zwar Formen von sekundären Stämmen wie *hana-* und *ghna-* schon in älteren Sprachperioden. Aber *aghnan* ist Pluralis. Liegt hier eine Vermischung der Form *ahan* 3. Sg. Impf. mit einem Stamm *ghna-* vor? Jedenfalls ist die Form fehlerhaft[1]. In manchen Fällen hat das Wort der schwierigeren Lesart eine ungewöhnliche Bedeutung, so 19, 14: *avakāśa* in *varṇāvakāśam api me paśya*, wörtlich = „betrachte den Schein meiner Farbe", d. h. meine Gesichtsfarbe. Diese Bedeutung von *avakāśa*, Schein, Aussehen, scheint auf alte Zeiten zurückzugehen; vgl. Mānava-Grhyasūtra II, 1, 5; avakāśe: „um das Morgenrot" (R. Schmidt, Nachträge zu Böhtlingk, Sanskrit-Wörterbuch). Sehr häufig wird die schwierigere Lesart durch die Kommentare gestützt.

Ich habe das ganze Buch durchgearbeitet und mich immer wieder gefragt, ob ich in diesem oder jenem Fall einer anderen Lesart, einer anderen Kapiteleinteilung, einer anderen Art

1) Über solche Fehlformen vgl. E. W. Hopkins, The Great Epic of India.

der Ausscheidung oder Aufnahme zweifelhafter Stellen den Vorzug geben würde. Aber ich muß gestehen, daß ich mit Ausnahme ganz weniger Fälle dem Herausgeber recht geben mußte. So bin ich zur Überzeugung gekommen, daß hier geleistet worden ist, was bei dem Stand der Überlieferung überhaupt möglich war. Nicht nur in der Kapiteleinteilung, sondern auch in der Wortgestalt scheint mir hier die kritische Ausgabe einen älteren Textbestand zu zeigen, als er bis jetzt erreicht war.

Aus den Notizen, die ich mir im Laufe der Lesung gemacht habe, sei es mir gestattet, hier noch einiges anzufügen.

Der einen dreireihigen Śloka einleitende Vers 20, 2ab *sabhāyāṃ sma virāṭasya karomi kadanaṃ mahat* kann kaum richtig sein. Indes ist *kadanaṃ mahat* in N und S überliefert. *sma* würde eher zu *cikīrṣāmi* in N (397*) passen; statt des genannten Verses könnten also die nach N (397*) gebildeten Zeilen *apaśyaṃ tvāṃ yadā kṛṣṇe kīcakena padā hatām / tadā smāhaṃ* (statt *tadaivāhaṃ*) *cikīrṣāmi matsyānāṃ kadanaṃ mahat*, eingesetzt werden.

In 33, 16 wird der Bogen in durchgeführtem Kāvya-Stil mit einer Laute verglichen. Der Vers scheint mir gut überliefert zu sein. Nur die Gleichsetzung der Pfeile mit den musikalischen Tönen (*varṇa*) erregte einigen Anstoß und wurde teils durch *kīla* (Pflock), teils durch *kōṇa* (Plektrum) ersetzt. Aber die Pfeile schwirren wie die Noten tönend durch die Luft. Nach meiner Ansicht besteht kein Anlaß, die Wellenlinie unter den Vers zu setzen. In *paradārāsmi* 13, 14 möchte ich nicht die ungewöhnliche Zusammenziehung *paradārāḥ + asmi*, auch nicht die Auflösung *paradārā asmi* annehmen, sondern nach 15 (*paradāre*) „*paradāro 'smi*" zu lesen vorschlagen.

Die Erzählung von dem Aufenthalt der Panduiden bei dem Matsya-König mag zwar zu den ursprünglichen Bestandteilen unseres Heldenepos gehört haben, als selbständiger, umfangreicher Gesang wurde sie erst eingereiht, als das Epos der Hauptsache nach schon zusammengestellt war. Die Sage von der Verkleidung der Panduiden erregte den Wunsch der Hörer, Näheres zu wissen, und die Barden, die die Śloken aus den Ärmeln schütteln konnten, befriedigten diesen Wunsch. Wir begegnen neben grammatischen Fehlern Formen mit sekundärer Endung und anderen poetischen Lizenzen, aber unzweifelhaft ist auch einiges Alte erhalten geblieben. Hiezu rechne ich u. a. 2, 22 *prati-mucya*, das hier in der älteren Bedeutung „angelegt habend" verwendet ist (vgl. das awestische *paiti-šmuxta-*), ferner das obengenannte *bhūs* und das sonst nur vedische *abhibho* 65, 17. Vielleicht hat auch *veṣa-* in *sairandhri-veṣeṇa* 23,5 die vedische Bedeutung *karman* = Wirken? Das vedische *amitrahan*, das an das ebenfalls vedische *amitraghāta* erinnert, findet sich zweimal in 11; vgl. dazu das wohl vereinzelte *amitra-tāpana* 9a (Ait. Br. 8, 23 *amitra-tapana*) und das ebenfalls seltene *amitra-karśaṇa* 9, 6.

Es wäre natürlich voreilig, aus solchen Einzelheiten irgendwelche chronologische Folgerungen ziehen zu wollen, aber soviel wird man wohl sagen dürfen, daß das Virāṭaparvan bald nach der Verarbeitung des Epos in panduidischem Sinne in dasselbe aufgenommen wurde. Auch später scheinen noch kāvya-artige Heldengesänge, besonders über die Taten Arjunas am Hofe des Virāṭa, im Umlauf gewesen zu sein.

Aus einem solchen stammt z. B. die von dem Herausgeber mit Recht als eingeschoben betrachtete sonderbare Strophe 686* (zu 37, 9):

nadīja laṅkeśavanāriketur
nagāhvayo nāma nagārisūnuḥ /
eṣo 'ṅganā-veṣa-dharaḥ kirīṭī
jitvāva yaṃ neṣyati cādya gā vaḥ //

Vgl. hiezu 683*, Zeile 2—5 und 794*.

Mit *jitvāva yaṃ* weiß ich nichts anzufangen. Die letzte Zeile enthält eine Anspielung auf Ṛgveda 5, 61, 5: *sánat sấśvyaṃ paśúm utá gávyaṃ śatávayam* = *sánat sấ áśvyaṃ.....śatá-avayam. śatávaya* ist nach PW. Adj. und heißt „100 Schafe zählend". Liest man nun *jitvāvayaṃ* = *jitvā avayaṃ*, so wäre hier *avaya-* substantivisch gebraucht und würde „Schafbestand" bedeuten, also wörtlich: „Arjuna wird, nachdem er gesiegt hat, jetzt euren Schafbestand und eure Kühe wegführen[1]. Die hier verwendete Triṣṭubh-Form zeigt die Kāvya-Gestalt, außerdem beachte man das Wortspiel mit naga und die Wiederholung der Silben na, nā und āri usw.

Dieses Beispiel zeigt, daß die kritische Ausgabe des Mahābhārata zu allerhand aussichtsreichen Untersuchungen den Weg ebnet.

Die Worte, mit denen Professor Raghu Vira seine Einleitung schließt, wollen mir im Hinblick auf seine Leistung fast allzu bescheiden erscheinen. Er weist darauf hin, daß die Technik der Textwiederherstellung zu einer solchen Höhe gediehen sei, daß die Person des Herausgebers so gut wie verschwinde, und er dankt seinen Mitarbeitern, vor allem V. S. Sukthankar. Ihm sei er am meisten verpflichtet, vom Anfang bis zum Ende des Werkes sei dieser immer bereit gewesen, ihm zu helfen. Wir freuen uns, daß hier der genialen Führung des Meisters so aufrichtige Anerkennung gezollt wird, und wir fühlen uns mit Professor Raghu Vira einig in dem Wunsch, daß es dem verdienstvollen Oberhaupt des Stabes vergönnt sein möge, sein großes Werk zu Ende zu führen. Aber ebenso ehrlich wollen wir anerkennen, das Professor Raghu Vira seine so überaus schwierige Aufgabe vortrefflich gemeistert hat.

Noch ein kurzes Wort des Lobes für die Bilder. Sie sind ein würdiger Schmuck auch für diesen Band, sie sind voll Stimmung und Feinheit und wohl geeignet, uns in die Wunderwelt der alten Sage und in die Art des indischen Lebens und Seins hineinzuversetzen.

Ostasien.

Ku Chieh-Kang and Yang Hsiang-Kuei: The History of the „Three Emperors" in Ancient China. Peiping: Yenching University Library 1936. (292 S.) 4^0 = Yenching Journal of Chinese Studies, Monograph Series No. 8. $ 4 —. Bespr. von W. Eberhard, Ankara.

Dieses Buch schließt direkt an die große Arbeit von Ku über die Theorie der 5 Elemente

1) Vielleicht ist auch gāvaḥ zu lesen; das wäre dann ein allerdings seltener vedischer Akkusativ Plur. von go; vgl. Whitney 361 c.

nd ihre Wandlungen (Ch'ing-hua hsüeh-pao ol. 6 No. 1 [1930], oder Ku-shih-pien V) an. eigte die eine, wie durch die Elementenlehre ie Anschauungen über die 5 Urherrscher um-ebildet und systematisiert wurden, so zeigt iese vorliegende Arbeit, wie sich der Begriff er 3 ältesten Herrscher gebildet und gewandelt at, teilweise auch wieder in Zusammenhang it kosmologischen Spekulationen. Der Be-riff wird von seinem ersten Auftreten in der litte der Chou-Zeit an durch die ganze Ge-chichte bis zur Mandschu-Zeit verfolgt. Alles uffindbare Material wird vorgelegt. Wir sehen, ie durch die verschiedensten Strömungen eistiger und politischer Art der Begriff in edem Jahrhundert andere Färbungen an-immt, wie er bald rein astral, bald rein istorisch-politisch, bald philosophisch, bald nagisch aufgefaßt ist. Ku und sein Mitarbeiter eschränken sich nicht eng auf das Thema, son-ern ziehen auch jene Seitenlinien mit heran, ie von dem Begriff der 3 ältesten Herrscher, nd besonders von dem hierbei sehr wichtigen Begriff der Persönlichkeit des „Allerhöchsten Einen" untrennbar sind. Dazu gehört die Theorie der 9 Paläste, der 六壬 6 *jen*, der 遁甲 *tun-chia*, die Schulen um das 洛書 *Lo-shu* und das 河圖 *Ho-t'u*. All das bildet inen untrennbaren Kreis etwa von der Zeit-wende spätestens an. Das festgestellt zu haben, st ein wichtiges Verdienst von Ku. Denn urch neues Quellenmaterial (Rachmati-Eber-ard: Türkische Turfantexte VII) läßt sich eigen, daß diese ganze Gruppe von Speku-ationen zumindest indisch beeinflußt, wenn icht überhaupt indischer Herkunft ist, und war ließ sich der Nachweis bisher nur bei inem Teil der Spekulationen zwingend führen. Die innere Zusammengehörigkeit aller aber lehnt den Nachweis auch auf die anderen aus. So wird das Buch erstens zu einem wichtigen Quellenbuch für die Geschichte einer großen Gruppe philosophisch-kosmologischer Speku-ationen: Ku hat damit die beiden wichtigsten Gruppen solcher Spekulationen bearbeitet, die um die Zahl 5 und die um die 3; es fehlen nur die ebenso wichtigen um die Zahl 6, sowie die ekundären um die 9 noch. Zweitens ist es eine ener bisher leider noch seltenen Publikationen, die vertikal durch die chinesische Geisteskultur chneiden, und die allein zeigen, wie reich an Wandlungen die chinesische Kultur immer ge-vesen ist. Ku ist einer der Forscher, der schon nehrmals solche Vertikalschnitte gebracht hat, nd deren besonderen Wert durch seine Ar-eiten erwiesen hat. Einige Anhänge aus an-eren Federn bringen wertvolles ergänzendes Material und diskutieren besonders die Fragen der ältesten Wandlungen der Anschauungen über die 3 ältesten Herrscher, wo in der Tat noch Probleme liegen, die nach dem heutigen Material nicht eindeutig gelöst werden können.

Ku schrieb vor Jahren eine Geschichte Chinas, in der er die Geschichtlichkeit der 3 ältesten Herrscher und der 5 Urherrscher leugnete. Das Buch wurde von der Regierung verboten als zersetzend für die Volksmoral. Das Ziel Ku's war der Nachweis der Richtigkeit seiner Haltung. Dieser ist ihm in dieser Arbeit restlos geglückt. Und er sagt: „Wenn sich diese alten Urherrscher eben absolut nicht mehr wissenschaftlich halten lassen, so müssen sie über Bord geworfen werden. Wir müssen all solche unnatürlichen Bindungen abschneiden und uns von innen heraus zusammentun, denn unser Nationalglaube muß sich auf Wahrheit fundieren, nicht auf Fiktionen. Basiert er wirklich nur auf der Existenz dieser alten Urherrscher und ist unser Nationalgefühl zerstört, wenn er fällt?"

Fry, Roger, **Binyon**, Laurence, **Kendrick**, A. F., **Rackham**, Bernard, **Sirén**, Osvald, und W. W. **Winkworth: Chinesische Kunst.** Ein Handbuch zur Einführung in die Malerei, bildende Kunst, Keramik, Webereien, Bronzen und Kleinkunst Chinas. München: F. Bruckmann 1937. (XVI, 103 S., 23 Farb-, 62 Bildtaf.) 4°. RM 18 —. Bespr. v. L. Bachhofer, Chicago.

Die große Ausstellung chinesischer Kunst in London 1935—1936 hatte natürlich eine Menge Bücher auf den Markt gelockt, die sich als Einführung in das doch etwas ungewohnte Gebiet empfahlen. Darunter befand sich auch das englische Original des hier angezeigten Buches; als die 2. Auflage eines Werkes, das 1925 vom Burlington Magazine herausgebracht worden war, war es nicht mehr ganz neu.

Eine solche Neuauflage hätte sich rechtfertigen lassen, wenn der Gehalt der Beiträge ungewöhnlich gewesen wäre, sei es, daß Ideen darin entwickelt worden wären, die nicht alltäglich sind, oder daß sie Informationen von bleibendem Wert enthalten hätten. Das war aber nicht der Fall, und die einzige Veränderung, die vorgenommen wurde, daß nämlich Yetts, der in der 1. Ausgabe über die Bronzen geschrieben hatte, durch den amüsant über Allgemeinheiten plaudernden Winkworth ersetzt wurde, hat dem Ganzen wenig gedient. Man hat wohl überall versucht, durch Hinweise auf Werke in der Ausstellung, durch Literaturangaben und durch kleine Korrekturen den Text aufzuschminken; allein, mit solchen Mittelchen läßt sich nicht viel erreichen, und so ist denn auch von der ganz gewaltigen Verbreiterung und Vertiefung unserer

Kenntnis der chinesischen Kunst in den letzten zehn Jahren nichts zu spüren. Dazu kommt, daß die Übersetzung ins Deutsche nicht allzu gut ist, und das Buch von Druckfehlern wimmelt.

Ausgezeichnet sind die Abbildungen.

Meier-Lemgo, Dr. Karl: **Engelbert Kämpfer**, der erste deutsche Forschungsreisende (1651—1716). Leben, Reisen, Forschungen, nach den bisher unveröffentlichten Handschriften Kämpfers im Britischen Museum bearbeitet. Stuttgart: Strecker u. Schröder 1937. (VIII, 212 S., 28 Abb. auf 21 Tafeln.) gr. 8°. RM 3.50; geb. 5 —. Bespr. von W. Prenzel, Berlin.

Endlich ist die lang erwartete Kämpfer-Biographie da. Jeder, der sich mit Japan beschäftigt, weiß, daß Karl Meier-Lemgo seit Jahren daran gearbeitet hat. Diese lange Beschäftigung mit dem Stoffe bietet von vornherein die Gewähr dafür, daß der Verf. sorgfältig und gewissenhaft vorgegangen ist. Die Schwierigkeit der Aufgabe lag darin, daß der größte Teil der Quellen, wie allerdings längst bekannt war, im Britischen Museum ruht. Nun, Meier-Lemgo ist schließlich aller Hindernisse Herr geworden und hat uns jetzt dieses Buch geschenkt.

Daß größere Teile der Tagebücher durch Seewasser unleserlich geworden, daß nicht immer regelmäßig aufgeschrieben wurde und infolgedessen Lücken in den Quellen sind, ist nicht des Bearbeiters Schuld. Was sich aus dem vorhandenen Material herausholen ließ, hat er herausgeholt. Und so bekommen wir ein reiches, vielseitiges Bild des Menschen und Forschers Kämpfer. Sein Leben gehört zu den außerordentlichsten, die man sich vorstellen kann. Von glückhaften Zeiten ist wenig darin auffindbar. Mißgeschick über Mißgeschick trifft ihn: widrige Zeitumstände — er lebt von 1651 bis 1716 —, Mißgunst, Neid, Krankheit, Gleichgültigkeit der anderen, unharmonische Ehe, Fronarbeit ums Brot usw. —, aber trotzdem lassen seine Schaffenslust und sein Arbeitsdrang nicht einen Augenblick nach, ob er in Persien oder Indien, in Java oder Japan unter günstigen oder widerwärtigen Umständen lebt. Unermüdlich sucht er in Leben und Wesen jener Völker, in die Natur der Länder einzudringen. Das alles zeigt das Buch uns in klaren, scharf umrissenen Zügen. Es ist wahrhaft erstaunlich, was dieser Mann gewußt und gekonnt, erstaunlich, was er dazugelernt und gesehen, beobachtet und aufgenommen hat. Er war ein Sprachgenie, ein hervorragender Arzt, der sich naturgemäß für alles Medizinische bei den exotischen Völkern interessierte. Für Botanik und Zoologie, für Völkerkunde, Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, Musik, Religion u. v. a. hat er neue Gebiete entdeckt und wahre Schätze aus den asiatischen Ländern zu tage gefördert. Bewundernd stehen wir auch vor seinen erdkundlichen, geologischen, topographischen Arbeiten, Forschungen und Erkenntnissen.

Er interessierte sich für schlechthin alles bei Persern, Indern, Japanern usw. und zwar mit solchem Eifer und Erfolg, daß er darüber fruchtbringend und fördernd schreiben konnte. Von allen erdenklichen Seiten ging er an die fremden asiatischen Völker heran. So haben wir neben seinen großen Werken Auslassungen über Schlangenbeschwörer, Johanneschristen, über Rauschmittel, Kaffeebereitung, Bezoar und Schlangenstein, über Magie und Gottesurteile, Architektur, Klima, Schrift, Gifte, über Tee, Mungo-Wurzel, Moxa usw. usw. Ein Jammer, daß von allen seinen Arbeiten nur ein kleiner Bruchteil veröffentlicht ist. Wie hätte er seine Zeit fördern können! Er war ein ganz vorzüglicher Beobachter, der hinter das Äußere blickte und stets das Wesentliche zu erfassen wußte. Das Buch bringt dafür viele Beispiele. Gewiß kann man an seinen Beschreibungen und Erörterungen eine gewisse nüchterne Sachlichkeit feststellen, aber die wird mehr als aufgewogen durch das Interesse an der Sache, das er in dem Leser zu wecken weiß. So manches Abschnitt kann geradezu ein Kabinettstück genannt werden.

Wie Kämpfer unermüdlich war im Lesen, Ausfragen, Beobachten, so auch im Zeichnen. Man möchte sagen, er hat so fleißig den Bleistift geführt, wie heute jemand die Kamera benutzt. Man muß es als glücklich bezeichnen, daß der Verf. uns eine Reihe von Beispielen in Abbildungen vorführt. (Zu diesen Abbildungen wäre übrigens zweckmäßig eine Karte von K.s Reisewegen getreten. Man vermißt sie recht häufig.)

Die größte Bedeutung Kämpfers als Forschers sieht der Verf. — und das zweifellos mit Recht — in dem, was er über Persien und vor allem über Japan geschrieben hat. Die Japanwissenschaft ist es denn auch gewesen, die allein sein Andenken gepflegt und seine Bedeutung erkannt hat. Was er zu der persischen, aber besonders zur japanischen Volks- und Sittenkunde, zur Flora und Fauna, zur Staatsverfassung, Rechtspflege, Zeitgeschichte, zum Volkscharakter u. v. a. zu sagen hat, das ist unvergänglich. Seine größte Leistung, die Geschichte und Beschreibung Japans, darf man heute noch getrost jedem zur Lektüre empfehlen (abgesehen von den rein historischen Teilen). Die Größe und Bedeutsamkeit

ieser Arbeit hebt Verf. denn auch gebührend ervor.

Neben dem Forscher steht allenthalben der Iensch mit seinen Vorzügen und seinen chwächen. Beschönigt wird nichts. Und es ibt nicht nur Erfreuliches in seinem Wesen.)em Berichterstatter drängt sich die Frage uf, ob die vielfache Misere in Kämpfers eben nicht letztlich doch aus seinem eigenen harakter kam. Aber um das genauer und chärfer zu sehen, müßte man ihn im Urteil einer Zeitgenossen kennenlernen. Ob und ieweit dazu eine Möglichkeit vorliegt, entieht sich unserer Kenntnis. Daß er leicht lagte, leicht unzufrieden war, in seiner Ehe ich menschlich nicht einwandfrei verhalten at, beweist das Buch. Vielleicht könnte Ieier-Lemgo, der sich als entsagungsbereiter 'orscher erwiesen hat, jenen Dingen nochmals achgehen. Wenn sich Briefe und Tagebuchufzeichnungen über Kämpfer fänden — 'arum nicht bei den Holländern? —, so könnte as für die Biographie sehr fruchtbar werden.)enn so wie die Dinge jetzt liegen, ist sie fast anz auf Kämpfers eigenen Äußerungen und rbeiten aufgebaut.

Die Arbeitsmethode des Verf.s ist recht lücklich zu nennen. Kämpfer kommt (in 'bersetzungen und modernisiertem Deutsch) ehr viel selbst zu Worte. Daß oft Kürzungen orgenommen werden, ist nur zu begrüßen. Eingestreut sind erklärende, berichtigende, erläuternde Bemerkungen, die dem Verständnis ber auch der Erkenntnis von Kämpfers Beeutung zu Hilfe kommen. Recht gut sind uch die Zusammenfassungen und Überblicke. o scheidet man von dem Buche und von dem Ianne mit dem Bewußtsein, einen Riesen an Geist und Arbeitskraft auf seinem Lebenswege egleitet zu haben, der sich frank und frei neben ie größten Forscher aller Zeiten stellen darf. Und es erfüllt mit Genugtuung, daß gerade das apan-Institut als Herausgeber zeichnet.

Afrikanistik, Indonesien.

Nalder, L. F.:] A Tribal Survey of Mongalla Province by Members of the Province Staff and Church Missionary Society, edited by L. F. Nalder. London: Oxford University Press 1937. (VIII, 232 S., 1 Karte.) 8°. 15 s. Bespr. von J. Lukas, Hamburg.

Das Werk zerfällt in einen allgemeinen, verleichenden Teil, und einen zweiten speziellen, er kurze Monographien der einzelnen Stämme ietet. Der allgemeine Teil ist in die Kapitel tammesgruppen, Stammesaufbau, Religion, erbrechen und Strafe, Individuelles Leben, 'irtschaft u. a. m. geteilt. Man kann die zahlreichen Stämme der Provinz in drei Gruppen scheiden: 1. die Niloto-Hamiten, 2. die Moru-Madi, 3. die westliche Bari-sprechende Gruppe. Hierbei wird im Gegensatz zu Seligman, der die dritte Gruppe als ein Amalgam der ersten beiden ansah, betont, daß die westliche Barisprechende Gruppe kulturell zu den Moru-Madi gehört.

Das Gebiet der Mongalla-Provinz ist deshalb so interessant, weil es einen Teil jener Länder darstellt, in denen zwei gänzlich verschiedene Rassen mit gänzlich verschiedenen Kulturen aufeinandergeprallt sind, und das zu wiederholten Malen im Laufe von wahrscheinlich Tausenden von Jahren: das sind die Hamiten und die Neger. Die ersten kamen aus dem Osten und letzten Endes aus Asien herüber und sind bis heute fast überall Viehzüchter geblieben; die andern kamen von Südwesten und sind zum überwiegenden Teil Ackerbauer. Beide große Völkergruppen können wir in der Mongalla-Provinz verschiedentlich studieren. Nicht nur die Kulturen, auch die Sprachen sind gänzlich verschieden. Die Hamiten, selbst dort, wo sie Mischungen eingegangen sind, erscheinen uns als Träger von Sprachen mit grammatischem Geschlecht, die Neger als Träger einer besonderen Gruppe der Sudansprachen. Kulturell ist zu verweisen auf die Stellung des Regenmachers bei den Niloto-Hamiten, auf ihren „Herrn der Erde", auf ihre Altersklassen, Dinge, die alle bei den vom Westen her eingedrungenen Negern keine oder eine geringe Rolle spielen. Die interessanten Vergleiche lassen sich auf verschiedenes andere ausdehnen, wie Haarschmuck, Begräbnis, Religion.

Das Werk ist ferner insofern wichtig, als es auch von wenig bekannten Stämmen, wie den Tapotha und Moru, berichtet und auch einige abessinische Grenzstämme, wie die Marille usw., berührt. Von großem Wert ist eine Stammeskarte, aus der die Lagerung aller im Buch aufgeführten Stämme hervorgeht.

van Leeuwen, Pieter Johannes: De Maleische Alexanderroman. (Diss. Utrecht.) Utrecht: Maison Schmitz 1937. (344 S.) gr. 8°. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Es handelt sich in vorliegendem Buche um die Geschichte eines Sagenstoffes, dessen Verbreitung in der Weltliteratur bekanntlich seinesgleichen sucht. Eine sehr instruktive, wenn auch kurz gefaßte Übersicht über diese Verbreitung gibt der Verf. in dem ersten Abschnitte seines Buches, von dem Urquell des sog. Pseudo-Kallisthenes an bis in die zahlreichen Verzweigungen älterer und jüngerer Zeit hinein. Speziell im Indischen Archipel kennen wir drei Bearbeitungen des „Alexander-

romans", nämlich in malaiischer, javanischer und buginesischer Sprache, von denen die letzteren beiden, in den Handschriftenkatalogen von Vreede und Matthes erwähnt, noch einer Bearbeitung harren. Die malaiische Bearbeitung bildet das besondere Untersuchungsobjekt dieses Buches.

Wie sich herausgestellt hat, muß der malaiische Alexanderroman auf eine arabische Bearbeitung zurückgehen, und zwar eine Textform, wie sie in den Berliner arabischen Handschriften Nr. 9108—9118 (Ahlwardt) vorliegt. Dafür spricht zunächst die allgemeine Übereinstimmung des Inhalts, ferner der Umstand, daß der in den arabischen Handschriften mehrfach als Verfasser genannte Al-Ṣūrī auch in zwei malaiischen Handschriften in dem Ausdruck *kata Ṣuri* (Erzählung des Ṣuri) vorkommt. Eine arabische Quelle wird auch schon durch das häufige Auftreten rein arabischer Konstruktionen nahegelegt.

Für das Alter der malaiischen Textform läßt sich nur ein Terminus ante quem angeben; da unser Roman bereits in dem 1612 datierten *Sedjarah Melajoe* (Malaiische Chronik) erwähnt wird, muß er natürlich vor dieser Zeit entstanden sein. Die älteste Handschrift stammt aus dem Jahre 1713.

Dem Verfasser standen zehn Handschriften für die Bearbeitung des Textes zur Verfügung, die sich in zwei verschiedene, aber sichtlich auf einen und denselben Archetypus zurückgehende Gruppen ordnen lassen. Dem letzteren scheint übrigens die Handschrift K ziemlich nahe zu kommen, leider ist sie fast unleserlich. Der Verf. gibt nun nicht den ganzen Text des Romans, sondern etwa $^1/_5$ bis $^1/_7$, und zwar in der Weise, daß er aus den je einer Gruppe angehörigen Handschriften einen Urtext herstellt und die Abweichungen einzelner Handschriften als Anmerkungen gibt. So gewinnt er für jede der beiden Gruppen einen konstruierten Text, und beide Textformen druckt er parallel auf gegenüberstehenden Seiten ab. Auf diese Weise erhalten wir in der Tat ein gutes Bild der textlichen Überlieferung.

Es ist sehr zu begrüßen, daß wir durch den Verf. nunmehr einen bequemen Zugang zu der malaiischen Version des Alexanderromans bekommen haben, von dem bisher nur die zur Erläuterung der Regeln in seiner Grammatik dienenden, von Werndley (Mal. Spraakkunst, 1736) einer offensichtlich der Handschrift K nahestehenden, aber nicht weiter feststellbaren Handschrift entnommenen Sätze bekannt waren. Die gebotenen Auszüge enthalten die wichtigsten Episoden des ganzen Werkes (Abstammung, erste Eroberungen und Bekehrung Alexanders (Iskandars), sein Zug nach de Lande des Sonnenuntergangs, seine Hochze mit der Tochter von Kidi Hindi, sein Gespräc mit den Brahmanen, die Erbauung der Mau gegen Gog und Magog, sein Zug in das He des Meeres, ins Land der Finsternis und se Suchen nach der Lebensquelle). Als wi kommene Ergänzung bietet der Verf. auf S. 2 bis 268 eine Inhaltsangabe des ganzen Roman

Wertvoll sind die rund 70 Seiten Anme kungen textkritischer, sachlicher und sprac licher Art, ebenso ein gutes, wenn auc naturgemäß nicht erschöpfendes Literaturve zeichnis und eine mal.-niederl. Wortliste, d vor allem eine größere Anzahl in den gebräuc lichen mal. Wörterbüchern nicht verzeichnet arabischer Lehnwörter enthält.

Arndt, P. P.: Déva, das Höchste Wesen der Ngadh Mödling b. Wien 1937 = S.-A. aus „Anthropos Internationale Zeitschrift für Völker- und Spr chenkunde Bd. XXXI, 1936, S. 894—909, ur Bd. XXXII, 1937, S. 195—209, 347—377. RM 3. geb. 4.50. Bespr. von W. Nippold, Göttinge

Dieser etwa 60 Seiten umfassende Sonde abdruck enthält nur einen Teil des Material das P. P. Arndt über die religiösen Vorste lungen der Ngadha in West-Flores hat sammel können. Denn bereits vor einigen Jahren ha P. P. Arndt eingehende Beobachtungen übe die Religion der Ngadha in der Zeitschrif „Anthropos" (vgl. Bd. 24, 26 u. 27) ve öffentlicht.

Der vorliegende S.-A. bietet zu diesen be reits früher erschienenen Mitteilungen als wert volle Ergänzung 20 weitere Versionen übe Déva, das Höchste Wesen der Ngadha. Di Texte sind in der Ngadha-Sprache mit „sinn getreuer, wenn auch nicht allzu sklavische wörtlicher Übersetzung" wiedergegeben. Auc Arndt betont auf Grund langjähriger Erfah rungen, daß es unmöglich ist, über die religiös Vorstellungswelt der Eingeborenen ein „auc nur einigermaßen vollständiges Bild besonder über bestimmte Fragen der Religion" zu er halten, wenn man sich mit den Berichte e i n e s oder einiger weniger Gewährsmänner be gnügt. Um so wertvoller ist daher die Wieder gabe dieser 20 neuen Versionen über da Höchste Wesen der Ngadha, die von ver schiedenen Gewährsmännern stammen.

Die neuen Berichte über Déva lassen nich nur die Mannigfaltigkeit der individuellen Ab weichungen hinsichtlich der religiösen Vor stellungen erkennen, sie ermöglichen es auc in Verbindung mit dem früher veröffentlichte Material, die Hauptzüge im Wesen Déva schärfer zu erfassen. Als Ergebnisse der er neuten Nachforschungen stellt Arndt nebe

einer Bestätigung seiner früheren Angaben auch einige weitere Züge im Wesen Dévas fest. Es sei z. B. verwiesen auf die enge Verbindung Dévas mit der Erde bzw. dem Erdgeist, auf die Verbindung mit den Naturerscheinungen, mit der Mondmythologie, dem Ahnenkult u.a.m. Das Opfer für Déva erscheint nach dem neuen Material in den meisten Fällen als eine Verehrung des Höchsten Wesens durch eine symbolische Handlung in der Form einer Speisung.

Die Stellung Dévas im religiösen Leben der Ngadha ist in den Einzelzügen deutlicher sichtbar aus dem von P. P. Arndt früher veröffentlichten Material, auf das er auch wiederholt verweist. Einige wichtige Tatsachen, die jedoch keineswegs irgendeinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben, seien erwähnt: Es gibt viele Dévas, aber es gibt nur einen Déva, der größer ist als alle anderen. Über die Herkunft des Namens aus dem Hinduismus ist nach P. P. Arndts Überzeugung kein Zweifel (vgl. Anthropos Bd. 24, 1929, S. 823). Ebenso hält Arndt christliche Einflüsse z. T. nicht für ausgeschlossen (vgl. Anthropos Bd. 24, 1929, S. 832). So klar und eindeutig, wie es aus der geschlossenen Zusammenstellung des Materials scheinen könnte, ist die Vorstellung der Ngadha über Déva jedoch nicht. Arndt weist selber ausdrücklich darauf hin, daß das Volk nur eine „verhältnismäßig geringe und dürftige Kenntnis" vom Höchsten Wesen besitze, dem nur eine dürftige Verehrung erwiesen wird (vgl. Anthropos Bd. 24, 1929, S. 824). Der Kult für Déva ist außerdem mit dem Kult für nitu (= Erd- und Wassergeister) und für die Verstorbenen zu einem Kult verschmolzen (vgl. Anthropos, Bd. 24, 1929, S. 849). Déva wird nur angerufen in Verbindung mit den Ahnen und mit nitu (vgl. Anthropos Bd. 26, 1931, S. 702).

Diese und viele andere Angaben P. P. Arndts über Déva sind von Bedeutung für die Frage nach der Herkunft und dem Inhalt der Vorstellungen von einem Höchsten Wesen bei den Ngadha und müssen bei einer religionsethnologischen Auswertung des reichen Materials, das P. P. Arndt über die Religion der Ngadha geliefert hat, die ihnen gebührende Beachtung finden.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( )

The Journal of the Royal Asiatic Society 1937: 1 1—26 A. S. Hemmy, The Weight Standards of Ancient Indian Coins. — 27—32 L. C. Hopkins, Archaic Chinese Characters. Being some intensive studies in them. Part I. — 33—9 Bernhard Karlgren, The Dating of Chinese Bronzes (gegen Herrlee Glessner Creel, Notes on Professor Karlgren's system for dating Chinese Bronces, JRAS 1936). — 41—58 A. J. Arberry, Hāfiẓ Ibrāhīm and Shauqī (zum Tode der beiden arabischen Dichter im Jahre 1933). — 59—78 A. F. L. Beeston, Two South-Arabian Inscriptions: Some Suggestions. — 79—90 S. Krishnaswami Aiyangar, The Chola Invasion of Bengal (zu dem ebenso überschriebenen Artikel von A. C. Banerji, JRAS 1935 S. 655—66). — 91—6 S. Langdon, Sumerian Philological Notes. — 97—107 A. N. Poliak, Some Notes on the Feudal System of the Mamlūks. — 109—20 Miscellaneous Communications: 109—13 H. Kurdian, The Builders of the Fātih Mosque: Christodulos or Sinān? — 113—5 O. R. Gurney, Note on Hittite Philology: *wappu*. — 116 T. Grahame Bailey, Interesting Genitive Prepositions in Rājasthānī. — 117—20 H. G. Farmer, An Old Moorish Lute Tutor. — 121—85 Reviews of Books: * Walter Livingston Wright, jun., The Dead Past in Turkey: Ottoman Statecraft (I. A. Hamit). — * H. R. Williamson, Wang An Shih: A Chinese statesman and educationalist of the Sung Dynasty, Vol. I (L. A. Lyall). — * L. K. Anantha Krishna Iyer, The Mysore Tribes and Castes, Vol. I (R. E. Enthoven). — * Wolfgang Lentz, Pamir-Dialekte. I. Materialien zur Kenntnis der Schugni-Gruppe (D. L. R. Lorimer). — * J. N. Rawson, The Kaṭha Upaniṣad (Betty Heimann). — * Laurence Binyon, The Spirit of Man in Asian Art (F. H. Andrews). — * Félix M. Pareja Casañas, The Earlier Arabic Literature of Chess (H. J. R. Murray). — * T. W. Thomas, Tibetan Literary Texts and Documents concerning Chinese Turkestan (G. L. M. Clauson).

2 209—18 L. C. Hopkins, Archaic Chinese Characters, Part II (vgl. 27—32). — 219—31 A. J. Arberry, The Book of the Cure of Souls. — 233—44 Richard Bell, Muhammad's Pilgrimage Proclamation. — 245—57 Henry George Farmer, The Lute Scale of Avicenna. — 259—64 C. A. F. Rhys Davids, The Self: an overlooked Buddhist Simile. — 265—86 R. Campbell Thompson, Assyrian Prescriptions for Diseases of the Feet. — 287—92 B. C. Law, Formulation of Pratītyasamutpāda. — 293—304 E. H. C. Walsh, Punch-marked Silver Coins, Their Standard of Weight, Age, and Minting (vgl. 1—26). — 305—18 Miscellaneous Communications: 305—9 Louis H. Gray, Notes on Modern Persian Morphology. — 309—13 F. W. Thomas, Bogdo. — 314—5 James Robson, An Arabic Usage. — 315—6 A. Mingana, Arabic Numerals. — 316—8 T. Grahame Bailey, A Compendious Urdu Dictionary. — 319—90 Reviews of Books: * Gisbert Gombaz, L'Évolution du Stūpa en Asie (J. Ph. Vogel). — * A. Mingana, Catalogue of the Mingana Collection of Manuscripts, Vol. I, II (W. E. Crum). — * C. L. Woolley, Ur Excavation, Vol. II: The Royal Cemetery (H. Frankfort). — * Sir Denys Bray, The Brāhūī Language Part II—III (G. Morgenstierne). — * Ph. C. Visser and Jenny Visser-Hooft, Wissenschaftliche Ergebnisse der niederländischen Expedition in den Karakorum und die angrenzenden Gebiete in den Jahren 1922, 1925 und 1929/30 (D. L. R. Lorimer). — * W. Sutton Page, An Introduction to Colloquial Bengali (E. H. C. Walsh). — * Illustrated London News, No. 5094—5109. — 391—3 Obituary Notice: James H. Stewart Lockhart (R. F. Johnston). E. W.

The Journal of the Siam Society 28 1935: 2 91—113 F. H. Giles, Zeremonien und Riten beim Fang des Bla Bük Fisches (Englisch). — 115—42

E. W. Hutchinson, Heilige Standbilder in Chiengmai. (Engl. und Siames.). — 143—72 Prinz Vivadhanajaya, Aussagen des Khun Luang Ha Wat (Englisch). — 173—86 Nai Noe Isarangura, Kleines Vokabular von Chong Wörtern (Englisch, Chong und Siamesisch). — 187—220 Kurze Bemerkungen und Fragen, enthaltend folgende kürzere Abhandlungen: A. Kerr, Das Blasrohr in Nordostsiam, H. G. Deignan, Ein Karen-Liedchen (Engl.). D., Einige Fremdwörter im Siamesischen (Engl.), D., weitere Bemerkungen zu Khu Mu'ang (Engl.), E. Hutchinson, Die früheste siamesische Bibelübersetzung (Engl. und Siames.). I. B., Über siamesische Gesetze (Franz.), R. Lingat, Die drei Bangkok Recorder (Franz.), F. R. Giles, Erklärung des Namens der Stadt Paknampoh (Engl.), Phya Nakhon Phra Ram, Wer war Dharmaraja I. von Sukhotai? (Engl.) — 221—3 Kurze Statistik der siamesischen Veröffentlichungen des Jahres 1931—1932. W. Tr.

Iraq 2 1935:

2 179—210 R. D. Barnett, The Nimrud Ivories and the art of the Phoenicians (mit Pl. XXIII—XXVIII und 7 Textabb. Die Elfenbeinplastiken aus Kalaḥ sind teils im sog. NW-Palast, teils im SO-Palast gefunden. Die erstere Gruppe ist phönikischer Herkunft und stammt wohl aus dem 8. Jahrhundert, während von der zweiten ein großer Teil syrischer Herkunft ist und ins 9. Jahrh. gehört. Der Schlußteil des Aufsatzes sucht die Motive der phönikischen Plastik aus der Religion der Phönikier zu erklären.) — 211—22 R. W. Hutchinson, Uruk and Yortan (mit Pl. XXIX. XXX; zeigt, daß Frankfort zu Unrecht bestimmte Eigentümlichkeiten der sog. Uruk-Keramik auf kleinasiatische Einflüsse zurückführte.) — 223—31 G. E. Kirk, Gymnasium or Khan? A Hellenistic Building at Babylon (mit 7 Grundrissen. Erwägt, ob das von Koldewey als Palaestra erklärte Gebäude neben dem griechischen Theater in Babylon nicht vielmehr eine Art von Chan sei).

3 1936:

1 1—86 M. E. L. Mallowan, The excavations at Tall Chagar Bazar, and an archaeological survey of the Ḫabūr region 1934—5 (mit 3 Tafeln und 29 Abbildungen. Der Tell Čagar Bazar, 35 km SW Nissibin gelegen, ist unter den von M. aufgenommenen und auf einer beigegebenen Kartenskizze eingezeichneten Ruinenhügeln des Ḫabūrgebietes einer der größten. Die von M. durchgeführte Versuchsgrabung stellte von der Hügeloberfläche bis zum gewachsenen Boden 15 Bebauungsschichten fest, für deren Datierung mangels inschriftlicher Funde nur archäologische Vergleichsbeobachtungen zur Verfügung stehen. Mit Hilfe solcher Vergleiche datiert M. die Schicht 1 in die Mitannizeit, 2 und 3 in die Zeit um 2000, 4 und 5 in die frühdynastische Zeit, 6—12 in die Zeit der Tell Ḫalaf-Buntkeramik und 13—15 in die noch ältere Zeit der Samarra-Buntkeramik. Auf Grund dieser — m. E. noch der Nachprüfung bedürftigen — Datierungen müßte ein in Schicht 7 gefundenes Rollsiegel mit Menschendarstellung aus der Tell Ḫalaf-Periode stammen, aus der Rollsiegel bisher nicht bekannt waren. Die übrigen Funde aus den Buntkeramikschichten finden mannigfache Entsprechungen in den entsprechenden Schichten anderer syrischer und assyrischer Ruinenhügel). — 87—96 C. J. Gadd and R. C. Thompson, A middle-babylonian chemical text (mit 1 Tafel und 2 Seiten Autographie. Macht einen nach der Unterschrift aus dem 2. Jahre des Meerlandkönigs Gulkišar (etwa 1700 v. Chr.) stammenden Rezepttext bekannt, der Vorschriften zur Herstellung von Glasierungen gibt. Der Text ist in einer die ausgefallensten Lautwert verwendenden Art von Geheimschrift niedergeschri ben, zu deren Entzifferung die Verfasser einen sel wertvollen Beitrag geliefert haben). — 97—10 S. Corbiau, (I) Sumerian dress lengths as chron logical data. (II) An Indo-Sumerian cylinder (m 18 Abb.). — 104—10 M. E. L. Mallowan, The bronz head of the Akkadian period from Nineveh (m 3 Tafeln. Datiert einen 1931 im Schutt eines neu assyrischen Tempels gefundenen prachtvollen Bronze kopf, zu dem ein genaues Seitenstück bisher fehl ungefähr in die Zeit der Dynastie von Akkad).

2 111—225 A. Stein, An archaeological tour in th ancient Persis (s. Besprechung OLZ 1937, 750/2).

4 1937:

1 1—10 S. Corbiau, New finds in the Indus Valle (mit Pl. I—V und 7 Abb. Bericht über eine Ver suchsgrabung in Sari-Dheri bei Peschawar, die Func stücke aus der Zeit der sog. Indus-Kultur erbrachte — 11—5 E. Douglas van Buren, A gaming-boar from Tall Ḫalaf (mit Pl. VI und 1 Abb. Besprich ein bisher unbekanntes Spielbrett aus Stein). — 16—8 G. R. Driver, A Babylonian tablet with a Aramaic endorsement (mit Autographie des Textes — 19—20 M. Rostovtzeff, The squatting gods i Babylonia and at Dura (mit Pl. VII und VIII). — 21—32 Th. H. Gaster, The battle of the rain and th sea, an ancient semitic nature myth (vergleichend Untersuchungen zu einigen Mythen von Ugarit mi neuen Übersetzungen). — 33—4 C. J. Gadd, Th infancy of man in a sumerian legend (zur Entstehun des oft als Notenschrift mißdeuteten babylonische Silben„alphabets"). — 35—46 R. C. Thomson, I. A Assyrian Parallel to an incident in the story of Semi ramis (zu dem Brief Harper Nr. 473, der mit dem Tod Salmanassars V. in Zusammenhang gebracht wird) II. Fragments of stone reliefs and inscriptions found at Nineveh (mit 2 Abb.). — 47—53 E. J. Holmyard Aidamir al-Jildakī (über die arabischen Schriften dieses Alchimisten des 14. Jahrh.). — 54— J. G. Milne, The origin of certain copies of Athenian tetradrachms (über athenische Münzen der Zeit un 420 v. Chr. aus Syrien). — 59—89 D. B. Harden The pottery from the precinct of Tanit at Salambo Carthage (mit Pl. IX—XI und 8 Abb. Unterscheidet 3 Typen: Tanit I etwa 800—700 v. Chr.; Tanit II etwa 700—350; Tanit III etwa 350—146).

W. von Soden.

Der Islam 23 1936:

1 u. 2 1—132 Ummu'l-kitāb, ed. W. Ivanow („qar matischer" Text des 10. oder 11. Jahrh. A. D., aus führliche Indices).

3 133—62 W. Eichner, Die Nachrichten über den Islam bei den Byzantinern (systematisch dargestellt Koran, Dogma, Recht, Kultus). — 163—88 T. Khemiri, Der ʿAṣabīja-Begriff in der Muqaddima des Ibn Ḫaldūn (ʿaṣabīja wesentlich = Nationalismus und so nach Möglichkeit zu übersetzen). — 189—91 E. Dammann, Ein schafiitischer Traktat in Suaheli (kleine Glaubenslehre, in lateinischer Schrift). — * A. Grohmann, Südarabien als Wirtschaftsgebiet II (C. Rathjens).

4 197—244 W. Eichner, Die Nachrichten ... (Schluß). — 245—89 H. Gottschalk, Abū ʿUbaid al-Qāsim b. Sallām (Biographie des 224 H. gest. Philologen u. Traditionariers). — * The Summa philosophiae of Al-Shahrastānī. Ed. with a transl. by Alfred Guillaume (G. Richter). — * C. Cutler Torrey, The Jewish Foundation of Islam (E. Mainz).

W. Caskel.

Klio. Beiträge zur alten Geschichte 28 1935:
1 u. 2 16—20 Ferdinand Bork, Zur altkleinasiatischen Geschichte (Chronologische Beobachtungen — Millenniumsrechnung — zur Seeherrschaft im östlichen Mittelmeer als Beitrag zu Hugo Winkler, Altorientalische Forschungen, Bd. II 277—294). — 196—9 * Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament, herausgegeben von Gerhard Kittel, Bd. I. (C. F. Lehmann-Haupt).

3 219—27 Albert Brock-Utne, „Der Feind", die alttestamentliche Satansgestalt im Lichte der sozialen Verhältnisse des nahen Orients. («Als ursprüngliche Bezeichnung für einen menschlichen Feind des kleinen — palästinensischen — Fürsten und seiner Getreuen wurde der Satan zuletzt für den Verleumder an Jahves Hof angewandt»). — 323—4 W. Brandenstein, Die tyrrhenische Stele von Lemnos (Methodisches zur Interpretation der Inschrift, Eigennotiz zu Mitt. d. Altor. Gesellsch. VIII 3 Berlin 1934). — 341—2 * Julius von Mészáros, Die Päkhy-Sprache (C. F. Lehmann-Haupt).

29 1936:
1 1—35 Karl Kerényi, Das persische Millennium im Mahābhārata, bei der Sibylle und Vergil (Motive der 4. Ekloge Vergils begegnen in pers. Literatur in Verbindung mit den Propheten- und Erlösergestalten der pers. Religion. So wirkt auch die Weltherrscherprophetie des Mahābh. in Verbindung mit Millenniumsrechnung weiter). — 50—59 Adolf Wilhelm, König Mithradates und Olbia. (Neue Ergänzungsvorschläge zur Inschrift B. Latyschew IPE I 2 S. 61ff. nr. 35). — 81—93 Thomas Corbishley, Quirinus and the Census: a Re-study of the evidence (Quirinus Statthalter von Syrien zwisch. 11—8 v. Chr. Der durch das Ev. Luc. bekannte Census begann unter Quir. und wurde abgeschlossen unter seinem Nachf. Saturninus). — 102—110 W. Enßlin, Zu dem vermuteten Perserfeldzug des rex Hannibalianus. (Zu N. H. Baynes, The Engl. Hist. Rev. XXV 1910, 625—43. Der von B. auf Grund von Faustus v. Buz. III 21 vermutete Perserfeldzug des H. ist «der an falsche Stelle geratene Bericht über den Feldzug des Königs Narseh gegen den Caesar Galerius».) — 121—3 * Kurt Möhlenbrink, Der Tempel Salomos (Th. Dombart). H. Kortenbeutel

Language 12 1936:
3 157—74 W. Petersen, The Personal Endings of the Middle Voice. — 175—80 E. Sapir, Greek ἀτύζομαι, a Hittite Loanword, and its Relatives (von idg. **xadw-* 'terror' stammt hitt. *ḫatukis* 'terrible', das als **atug-i̯-omai* ins Griech. entlehnt wurde; aus **xadw-lo-* stammt altnord. *atall* 'furchtbar', aus **xadw-ro-* lat. *atr-ōx*). — 181—8 E. H. Sturtevant, Some Hittite Etymologies (hitt. *šakkar* 'ritual impurity' zu gr. σκῶρ; hitt. *šehur* 'urine' zu idg. **sē* 'to let fall'). — 189—95 Miscellanea: E. H. Sturtevant, The Meaning and Etymology of hitt. *salik-* (Verteidigung der Etymologie *sa-* < **sm* 'zusammen mit' + *lik-* zu gr. λέχος 'Bett', also 'zusammen liegen mit'); N. W. De Witt, Semantic Notes to Latin **swerō* 'speak' (ein ital. **swero* 'sprechen, schwören' muß angesetzt werden auf Grund von lat. *sermo, deserere, sors, disserere, sevērus, servus*). — 196—221 Book Reviews: *G. K. Zipf, The Psycho-Biology of Language (M. Joos). — *W. Couvreur, De Hettitische ḫ (E. H. Sturtevant). — *R. S. Conway, The Prae-Italic Dialects of Italy (G. M. Bolling).

4 245—58 Rol. G. Kent, Assimilation and Dissimilation (bei beiden ist die regressive Wirkung die natürliche, die progressive ist in den Einzelfällen besonders und zwar psychologisch zu erklären). — 259—71 E. Sapir, Tibetan Influences on Tocharian I (als tib. Einflüsse werden aufgefaßt die toch. Wortbildungen *āriñc-pācar* 'Herz-Vater', toch. *käryā lotklune* 'Willens-Wendung' (= 'Mitleid'), viell. auch die Bildung toch. *oṅkaläm* 'Elefant', eigtl. wohl 'Reittier', vgl. tib. *glaṅ* 'Elefant', das, wie die toch. Entlehnung (oder umgekehrt? ?) beweist (*klaṅk* 'Reittier'), urspr. auch 'Reittier' bedeutet haben wird. Auch der Gebrauch des toch. Absolutivs soll auf tib. Vorbild beruhen). — 294—9 Miscellanea: W. F. Twaddell, Answers to Andrade's Questions (betr. das Problem der Phoneme, s. Lang. 12, 1—14). — R. A. Hall, The Etymology of oldpers. *vardanam* (apers. *vardanam*, ai. *-vardhanam, Vardhamāna-* gehören zu idg. √ **uerdh-*, ai. *vr̥jánam* und av. *vərəzənəm* zu idg. √ **u̯erĝ-*). — 300—9 Book Reviews: *L. V. Ramaswami Ayyar, The Evolution of Malayalam Morphology (M. B. Emeneau). — *N. Fukushima, On the Designation-Problem of the so-called Tokharian Language (Rol. G. Kent). — *E. Benveniste, Les Infinitifs Avestiques (Rol. G. Kent). — *C. Ward, An Introduction to the Ibo Language (Rol. G. Kent).

13 1937:
1 1—10 M. Swadesh, The Phonemic Interpretation of Long Consonants. — 21—8 G. S. Lane, Celtic Notes (behandelt die Etymologie folgender Wörter, ir. *asaim*, w. *blin*, ir. *breo*, w. *brig*, ir. *bun*, w. *clwyf*, ir. *crēcht*, ir. *fennaim*, ir. *gabud*, w. *gosod*, w. *hawdd, gwahodd*, w. *hogen*, br. *miz*, br. *pïz*, mir. *serrach*, w. *tor*, w. *trwch*). — Miscellanea: 60—70 G. K. Zipf, Statistical Methods and Dynamic Philology. — 73—5 Tr. Michelson, fox *kemiyāwi* 'it rains'. — 76—9 Book Reviews: *Conférences de l'Institut de Linguistique de l'Université de Paris (Rol. G. Kent). — *F. W. König, Die Stele von Xanthos (Rol. G. Kent).

2 83—103 A. L. Kroeber, C. D. Chrétien, Quantitative Classification of Indo-European Languages. — W. M. Austin, H. L. Smith, The Etymology of Hittite *yukas* (zu *yukan* 'yoke', lat. *iugum* usw.; cf. altnord. *eykt* (< germ. **jaukipō* = lat. *iūgitas* 'Ewigkeit, Zeit') 'Arbeitszeit zwischen den Mahlzeiten, d. h. die Periode zwischen dem Anschirren der Tiere am Morgen und dem Ausschirren derselben am Abend'). — 107—22 Franklin Edgerton, Gerunds in Buddhist Hybrid Sanskrit. — 137—41 Fr. Boas, Some Traits of the Dakota Language. — Miscellanea: 142—5 A. Ungnad, Die Methode der Wortforschung.

Language Dissertations 21 1937:
O. E. Johnson, Tense Signification as the Time of the Action.

23 1937:
Moshe Berkooz, The Nuzi Dialect of Accadian.

24 1937:
M. H. Watkins, The Grammar of Chichewa, a Bantu Language of British Central Africa.

Language Monographs 17 1937:
W. E. Collinson, Indication. A Study of Demonstratives, Articles and other 'Indications'.
H. Jensen.

Mélanges chinois et bouddhiques publiés par l'Institut Belge des Hautes Études Chinoises sous la direction de M. Louis de la Vallée Poussin, Membre de l'Academie Royale de Belgique.

3 1934—1935:
1—60 Jacques Bacot, Le mariage chinois du roi tibétain Sron bcan sgan po [Extrait du Man bka' 'bum]. (Umschriebener tibetischer Text [S. 44—60]

des Maṇibka ₀bum fol. 203b—215b nach dem Neudruck der Ausgabe des Klosters ₀Bras spuṅ, der in 719 Blättern von ₀Jam dbyaṅs dbaṅ rgyal im Kloster Ra mo che herausgebracht wurde; französische Übersetzung dieses Textes [S. 15—43] und geschichtliche Einleitung, in welcher sowohl die Voraussetzungen der Heirat des Königs Sroṅ btsan sgam po mit der T'ang-Prinzessin behandelt, wie auch die verschiedenen Überlieferungen über dies Ereignis auf ihren geschichtlichen Wahrheitsgehalt abgetastet werden.). — 61—91 Bruno Belpaire, Sur certaines inscriptions de l'époque des T'ang. (Mit sachlichen Erläuterungen und einer kurzen Vorrede ausgestattete Übersetzung des 28. Buches der gesammelten Werke Li T'ai-po's. In der Einleitung kommt Vf. auf die Beischriften zu Bildern in Europa zu sprechen als Gegenstück zur chinesischen Gepflogenheit. Für Buddhologen wichtig Nr. 3 [Lob einer Dhāraṇī], Nr. 12 [Sukhāvatī], Nr. 19 [Ti-tsang: Kṣitigarbha].). — 93—144 Gisbert Gombaz, L'évolution du stūpa en Asie, contributions nouvelles et vue d'ensemble. (Nachträge, Ergänzungen und Berichtigungen nach inzwischen erschienenen Arbeiten zu des Verf. Arbeit in Mélanges II, 163—305. Die Ausführungen betreffen: A: Stūpa in Indien, 1. Ursprung des St., 2. St. als Votivmonument, 3. pradakṣiṇā mit Lampen, 4. die wesentlichen Bestandteile des St., 5. Oberbau des St. [harmikā, Beziehungen des St. zum Bodhibaume, Auseinandersetzung mit Mus, BEFEO, 32], 6. Schirm (chattra) und Pfosten (yūpa) und dessen symbolische Bedeutung [Weltenbaum, Bodhibaum, Kosmospfeiler], 7. Verputz und seine Zusammensetzung, 8. Steine als Baumaterial d. St. in Haḍḍa [stammen wahrscheinlich aus dem Swat], 9. Füllung der Kuppel des St., 10. Dekoration des St.; B: St. auf Java [der Borobudur ist errichtet als Votivstūpa eines Herrschers]; C: St. im Gebiete Laos; D: Gesamtbetrachtung und Zusammenschau [Gründe für die Entwicklung der Bauform im Laufe der Geschichte und Entwicklungslinien für seine Einzelteile als Kuppel, Harmikā, Yūpa und Chattra, Umgang. Stūpa, vihāra [= Kultheiligtum] und prāsāda. Ausrichtung des St. nach den Himmelsgegenden. Die Entwicklung der typenmäßigen Entwicklung des St. ist in ganz Asien nach sehr gleichgerichteten Linien verlaufen: der ursprüngliche St. Indiens wandelt sich in einen prāsāda [= mehrstöckiges Gebäude oder Stufenpyramide] mit aufgesetztem St., welch letzterer verschwindet. Daneben bleibt die alte indische Form erhalten]. Grundrisse und Aufrisse sind der Arbeit beigegeben). — 145—68 Louis de la Vallée Poussin, Note sur l'ālayavijñāna pour servir d'introduction à la traduction du Mahāyānasaṃgraha (chapitre de l'ālaya) par M. Ét. Lamotte. (Knappe, aber treffliche Übersicht über die Entwicklung der Frage nach einem Träger der Vergeltung für das Karman — also dessen, was bei den Buddhisten an Stelle unseres Seelenbegriffes unterstellt wird — aus älteren Auffassungen bei den Vaibhāṣika, Sautrāntika und in der Schule des Asaṅga, über das Wesen des Begriffes ālayavijñāna und dessen Verhältnis zur Materie). — 169—255 Étienne Lamotte, l'ālayavijñāna (le Receptacle) dans de Mahāyānasaṃgraha (chapitre II). Asaṅga et ses commentateurs. (Erste Hälfte einer bedeutenden Übersetzung des 2. Kapitels des Mahāyānasaṃgraha Asaṅga's nach Hsüan Chuang's Fassung [Taishō-Tripiṭaka, Nr. 1594], der zugehörigen Kommentare des Mahāyānasaṃgrahabhāṣya Vasubandhu's [Taishō-Tr., Nr. 1597] und des Mahāyānasaṃgrahopanibandha [Taishō-Tr., Nr. 1598] unter Zuziehung der tibetischen Übersetzungen dieser Werke. Erläuternde Anmerkungen und ein kurzes Vorwort zur Aufzählung der Quellen sind beigegeben.). — 256—317 Henri Maspero, Le serment dans la procédure judicaire de la Chine antique. (Die Arbeit ist auf Grund von Inschriften durchgeführt, die spätestens aus dem Anfang des 8. Jahrh. v. Chr. stammen. Darnach gab es zwei Arten von Eiden im alten chinesischen Gerichtsverfahren, 1. das ming (盟), 2. das in der Literatur unbekannte shih (誓). Sie unterscheiden sich dadurch, daß der erste Eid der zum Ordal in Beziehung steht, religiös gebunden ist, der zweite nicht. Jener wurde vor der eigentlichen Prozeßführung beiden Parteien auferlegt, man hoffte durch diesen Eid den Schuldigen abzuschrecken, Unwahres auszusagen, und auf diesem Wege den Rechtsstreit zu entscheiden. Dieser wurde dagegen nach dem ergangenen Urteile der verlierenden Partei ohne religiöse Bindung auferlegt, wobei die verlierende Partei im Eide sich auch zu einer Strafauflage bekannte für den Fall, daß sie das Urteil nicht erfüllte. Dieser zweite Eid wurde auferlegt, um das befehlsmäßig ergangene Urteil unter der Form eines Kontraktes in seinem Bestande zu sichern. Dem eigentlichen Aufsatze gehen grundsätzlich ungemein wichtige Ausführungen über die Möglichkeiten einer sicheren Datierung in Zeiten vor dem 3. Jahrh. v. Chr. voraus [tout calcul faisant intervenir un calendrier régulier est hors de question pour les temps antérieure du IIIe siècle a. C.] sowie eine Abhandlung über das Prozeßverfahren im alten China überhaupt.) — 319—38 Eugène Obermiller, Tson-kha-pa le Pandit. (Verf. handelt auf Grund des Lebensbeschreibung [rnam t'ar] Tsoṅ-k'a-pa's, die sein Schüler mK'as grub verfaßt hat, über Tsoṅ-k'a-pa's Lebensgeschichte nach seiten seines Studiengangs, seiner Tätigkeit als Lehrer und Verfasser gelehrter Werke. Ein Bild Tsoṅ-k'a-pa's ist beigegeben. Eine Übersetzung des ganzen Werkes war geplant, vielleicht findet sich das Ms. im wissenschaftlichen Nachlasse des leider viel zu früh verschiedenen Tibetologen. Dann sollte man die Herausgabe dieser Übersetzung betreiben.) — 339—53 Giuseppe Tucci, Some Glosses upon the Guhyasamāja. (Behandelt folgende Punkte: 1. Das XVIII. Kap. des Werkes gehört nicht zum ursprünglichen Bestande des Guhyasamāja, trotzdem es Candrakīrti und anderen bekannt war, nach Ausweis der tibetischen Übersetzung des Kommentars Candrakīrti's zum Guhyasamāja, die sich nur über 17 Kap. erstreckt. 2. Berichtigung des Maṇḍalas, das der Herausgeber des Guhyasamāja, Benoytosh Bhattacharya, S. 7 seiner Textausgabe bietet. 3. Das Licht und seine Bedeutung im System des Guhyasamāja. Vf. geht vom Worte ārolik aus und führt aus, daß fremde Einflüsse, möglicherweise Beziehungen zum Manichäismus, vorliegen. 4. Verbesserung des 3. Verses auf S. 11 der Textausgabe und seiner Erstübersetzung nach tibetischen Quellen.). — 355—405 mit Nachtrag 405—7 Louis de la Vallée Poussin, Notes de bibliographie bouddhique. (Inhaltsangaben und knappe kritische Stellungnahme zu erschienener wissenschaftlicher Literatur über den Buddhismus.) Die Jahresbände sind äußerlich gut ausgestattet und dem Inhalte nach ausgezeichnet. Hoffentlich kann der Herr Herausgeber uns noch nach Art des BEFEO gelegentlich einen Index zu einer Anzahl von Jahresbänden schenken. Friedrich Weller.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs Verlag, Leipzig C 1, Scherlstr. 2. — Druck von August Pries, GmbH. in Leipzig
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Richard Hartmann, Berlin.